

DIE FACKEL

Nr. 679-68

MÄRZ 1925

XXVI. JAHR

Zu Ferdinand Lassalles hundertstem Geburtstag

11. April 1925

Aus der Rede »Die Feste, die Presse und der Frankfurter Abgeordnetentag, Drei Symptome des öffentlichen Geistes« 1863

(Vorgelesen am 25. Februar 1925)

/1
H. Arny

»Eines müssen Sie ohne Unterlaß festhalten, ohne Unterlaß verbreiten: Unser Hauptfeind, der Hauptfeind aller gesunden Entwicklung des deutschen Geistes und des deutschen Volkstums, das ist heutzutage die Presse! Die Presse ist in dem Entwicklungsstadium, auf welchem sie angelangt ist, der gefährlichste, der wahre Feind des Volkes, ein um so gefährlicherer, als er verkappt auftritt. Ihre Lügenhaftigkeit, ihre Verkommenheit, ihre Unsittlichkeit werden von nichts anderem überboten, als vielleicht von ihrer Unwissenheit. . . .

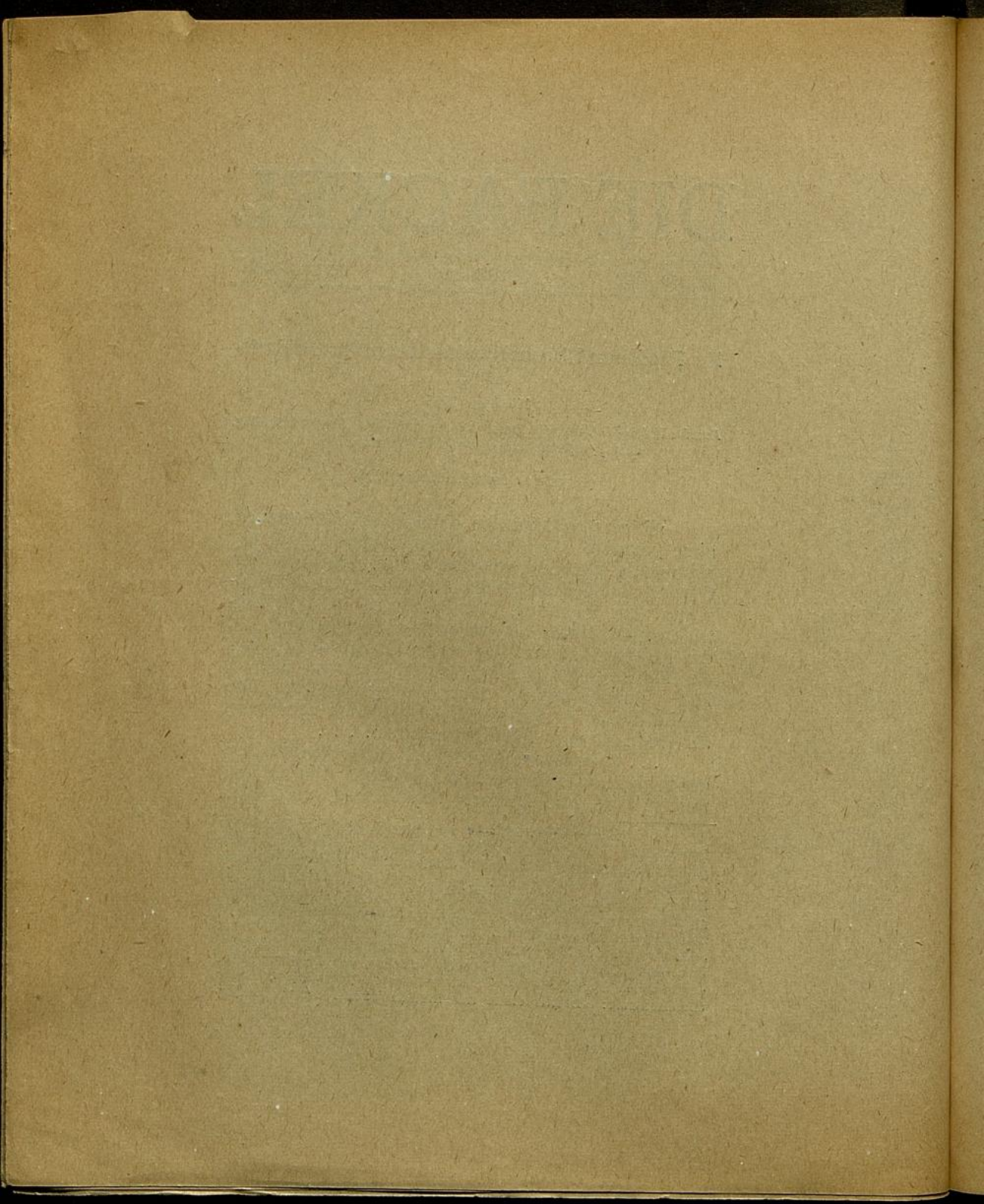
. . . Wer aber sollte sich z. B. dazu überwinden, die zugleich widerlichste und komischste Erscheinung unsrer Tage, die Berliner Volkszeitung und ihren

Das Unterstrichene ist auch im Original, d. i. im Druck der fragwürdigen Eduard Bernstein'schen Gesamtausgabe (Band II) gesperrt gedruckt/ Streichungen sind durch Punkte bezeichnet. Die meisten dieser Stellen aus der in den Versammlungen des deutschen Arbeiter-Vereins zu Barmen, Solingen und Düsseldorf (20., 27. und 28. September 1863) gehaltenen Rede, deren erster Abdruck in der Schaub'schen Buchhandlung in Düsseldorf 1863 erschienen ist, waren in der 'Fackel' schon vor Jahren zitiert. Der rechtssozialistische Herr Eduard Bernstein kann sich in seinem Vorwort das Bedauern nicht versagen, daß Lassalles Kritik der liberalen Opposition oft wörtlich mit der der reaktionären Blätter übereinstimme: »freilich dürfte sich Lassalle damals darauf berufen,

- ~~Worte gestrichelt~~
/1

H. G. G. G.

- auf die Rede »Vorwärts«



of another form!

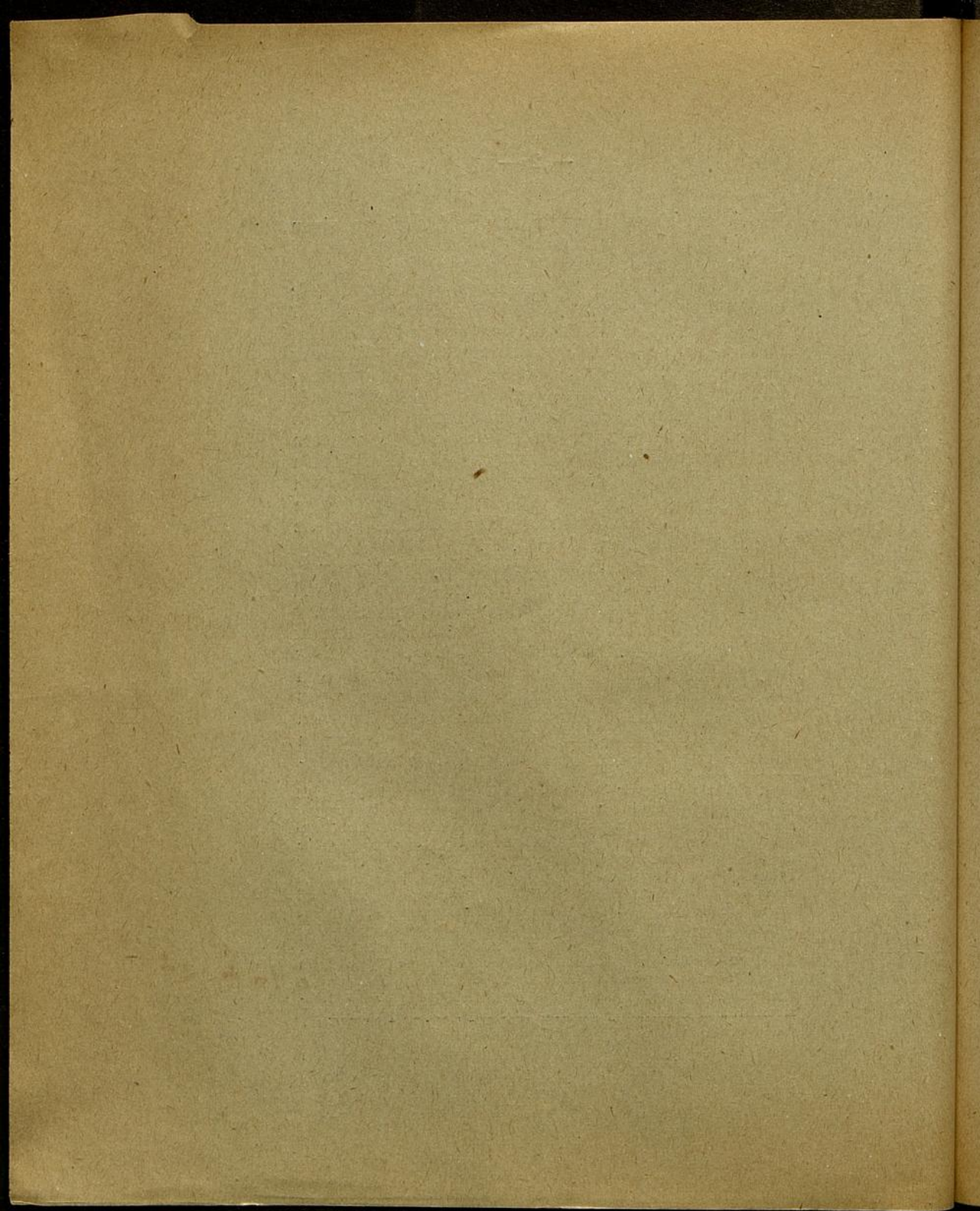
Redakteur, Herrn Bernstein, zu charakterisieren, einen H.
 gewesenen Leihbibliothekar, der in seinem Geschäft
 die Lektüre seiner Leihbibliothek profitiert hat und
 damit die Bildung erlangt zu haben glaubt, die
 erforderlich ist, um ein großes Volk zu führen?
 Ein Mann, der täglich über Gott und die Welt und
 noch vieles Andere Leitartikel schreibt und dies nur
 deshalb kann, weil er in seiner glücklichen Unwissen-
 heit gar nicht ahnt, wie ihm auf jeden Schritt und
 Tritt alle Elemente fehlen. Ein Mann, der nicht
 einmal Deutsch zu schreiben vermag, sondern
 durch ein eigentümliches Kauderwelsch, das er seinen
 Lesern eingibt, das sogenannte Jüdisch-deutsch
 — kein Satz ohne grammatikalische Fehler — dem
 Volke langsam und sicher sogar noch seine Sprache
 und deren Genius verdirbt! . . .

Das sind ernste, sehr ernste Erscheinungen,
 und ich nehme, die Seele voll Trauer, keinen Anstand
 zu sagen: wenn nicht eine totale Umwandlung
 unsrer Presse eintritt, wenn diese Zeitungspest
 noch fünfzig Jahre so fortwütet, so muß dann unser
 Volksgeist verderbt und zu Grunde gerichtet sein
 bis in seine Tiefen! Denn Ihr begreift: wenn
 Tausende von Zeitungsschreibern, dieser heutigen
 Lehre des Volks, mit hunderttausend Stimmen
 täglich ihre stupide Unwissenheit, ihre Gewissen-

in
von

daß er z. B. über das Institut der bürgerlichen Presse sich schon viel
 früher gleich wegwerfend geäußert wie in dieser Rede, aber er war
 ein viel zu geschulter Politiker, um sich verhehlen zu können, daß
 in jenem Moment die obendrein sehr einseitigen Angriffe
 auf die Presse nur Wasser auf die Mühle viel schlimmerer
 Feinde des Volkes sein mußten, als es die liberale Presse jener Tage war.
 Eine Jammerhaftigkeit, die sich vierzig Jahre später vor dem Angriff auf
 das gigantisch erwachsene Unheil bekanntlich wiederholt hat. Wäre die
 deutsche Arbeiterpartei in der moralischen Atmosphäre dieses Lassalle'schen
 Preßkampfes verblieben und hätte sie einem phraseologischen Begriff
 von Freiheit zuliebe nicht darauf verzichtet, der wahren Tyrannei ein
 Ende zu bereiten, so wäre ihr dieser schauerliche Sündenfall/bourgeoiser
 Korruption, der der Erbärmlichkeit ihrer kriegerischen und nach-
 revolutionären Entwicklung auf dem Fuße folgt, erspart geblieben.

in der *L 28*

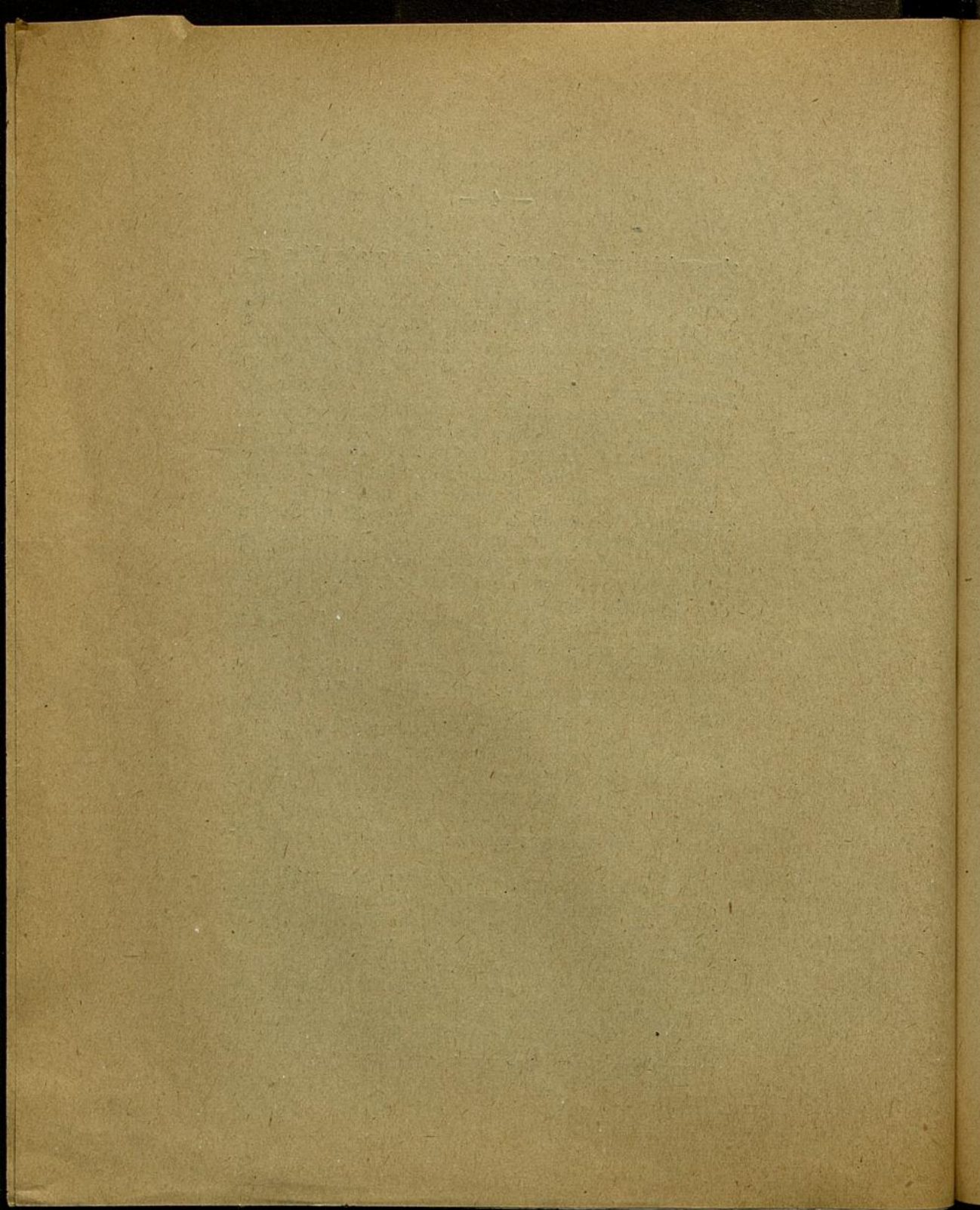


also nicht mehr darum, für eine große Idee zu streiten, und zu ihr langsam und allmähig das große Publikum hinaufzuheben, sondern umgekehrt, solchen Meinungen zu huldigen, welche, wie sie auch immer beschaffen sein mochten, der größten Anzahl von Zeitungs-Käufern (Abonnenten) genehm sind. Von Stund' an also wurden die Zeitungen, immer unter Beibehaltung des Scheins, Vorkämpfer für geistige Interessen zu sein, aus Bildnern und Lehrern des Volks zu schnöden Augendienern der geldbesitzenden und also abonnierenden Bourgeoisie und ihres Geschmacks, die einen Zeitungen gefesselt durch den Abonnentenkreis, den sie bereits haben, die andern durch den, den sie zu erwerben hoffen, beide immer in Hinsicht auf den eigentlichen goldenen Boden des Geschäfts, die Inserate.

Von Stund' an wurden also die Zeitungen nicht nur zu einem ganz gemeinen, ordinären Geldgeschäfte, wie jedes andre auch, sondern zu einem viel schlimmern, zu einem durch und durch heuchlerischen Geschäfte, welches unter dem Scheine des Kampfes für große Ideen und für das Wohl des Volks betrieben wird.

LI
Habt Ihr einen Begriff von der depravierenden Wirkung, die diese täglich fortgesetzte Heuchelei; dieses Pfaffentum des 19. Jahrhunderts, allmähig auf Verleger und Zeitungsschreiber hervorbringen mußte?

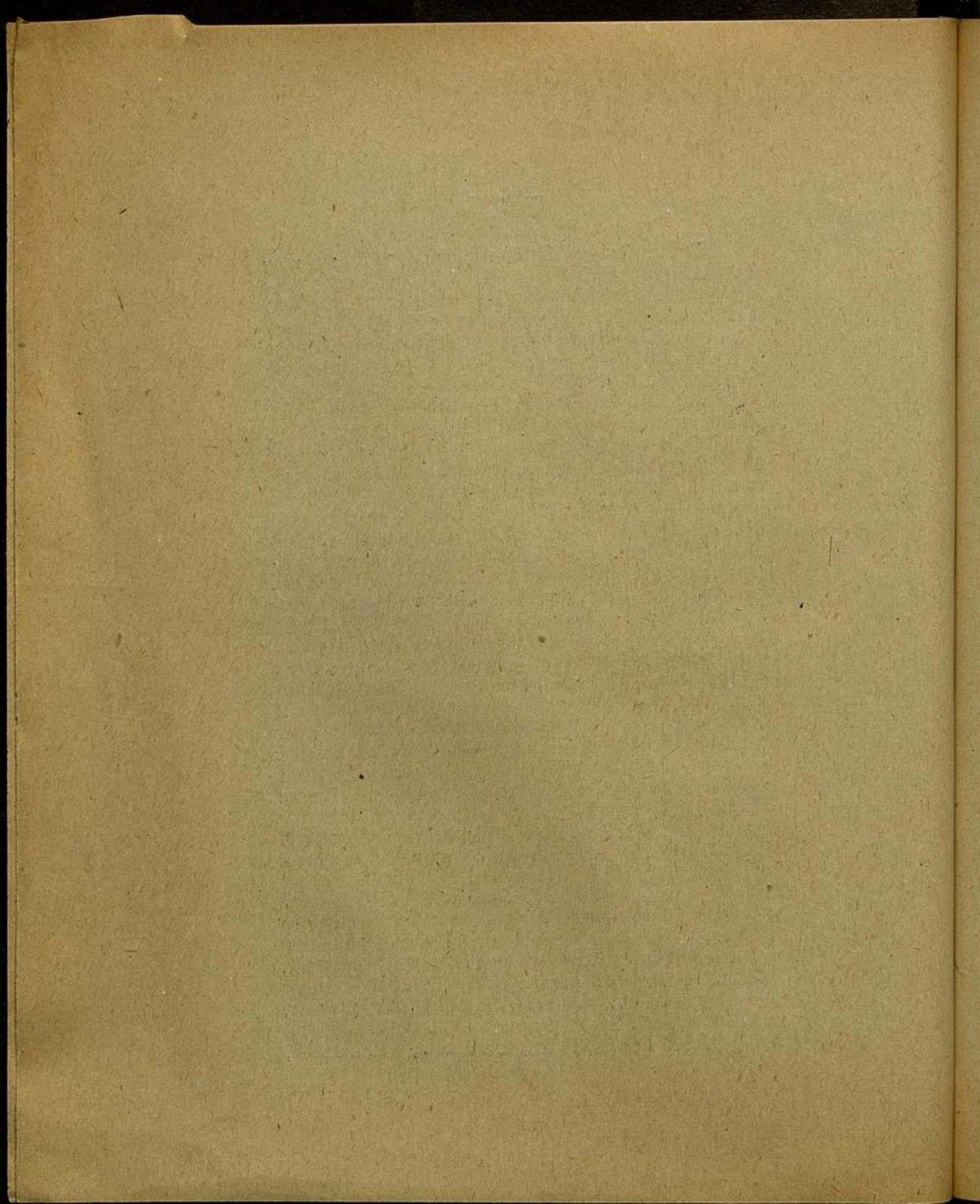
Noch ganz andere Wirkungen aber mußten in einer Zeit erhitzter politischer Parteikämpfe eintreten. Von vornherein konnten natürlich die Zeitungen in diesem Kampfe nichts andres vertreten als alle Vorurteile der besitzenden Klassen, unter denen ja bei weitem die meisten Abonnenten sind, die wieder die Inserate nach sich ziehen. Aber das ist noch das Wenigste. Eine noch weit verderblichere Konsequenz war folgende: Ein Schriftsteller von



Wenn jemand Geld verdienen will, so mag er, Cotton fabrizieren oder Tuche, oder auf der Börse spielen. Aber daß man um schnöden Gewinstes willen alle Brunnen des Volksgeistes vergifte und dem Volke den geistigen Tod täglich aus tausend Röhren kredenze, — es ist das höchste Verbrechen, das ich fassen kann! (Lang anhaltendes, sich immer wieder erneuendes Bravo.) Denkt Euch aber noch weiter die notwendige Rückwirkung, welche die geschilderte Arbeit der Zeitungen auf die Beschaffenheit der Zeitungsschreiber selbst ausüben muß. Ihr wißt, wie der Arbeiter die Arbeit, so bestimmt wieder in hohem Grade wechselwirkend die Arbeit die Beschaffenheit des Arbeiters. Das lukrative Annoncengeschäft hat den Zeitungseigentümern die Mittel gegeben, ein geistiges Proletariat, ein stehendes Heer von Zeitungsschreibern zu unterhalten, durch welches sie konkurrierend ihren Betrieb zu vergrößern und ihre Annoncen-Einnahmen zu vermehren streben. Aber wer soll unter dieses Heer gehen, wer, der sich selber achtet, wer, der nur irgend welche Befähigung zu reellen Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft, des Gedankens oder des bürgerlichen Lebens in sich fühlt? Ihr, Proletarier, verkauft Euren Arbeitsherren doch nur Eure Zeit und materielle Arbeit. Jene aber verkaufen ihre Seele! Denn der Korrespondent muß schreiben, wie der Redakteur und Eigentümer will; der Redakteur und Eigentümer aber, was die Abonnenten wollen und die Regierung erlaubt! Wer aber, der ein Mann ist, würde sich zu einer solchen Prostitution des Geistes hergeben? Ferner bedenkt die zerrüttenden Folgen, welche diese metiermäßige Beschäftigung noch in andrer Hinsicht nach sich zieht. Ihr, Proletarier, verkauft Euch doch nur zu einem Geschäft, das Ihr kennt und versteht, jene aber, die geistigen Proletarier, müssen täglich lange Spalten füllen über tausend Dinge, über Politik, Recht, Ökonomie, Wissenschaft,

/i

l



2 or 3

21. 2. 1871
König

ihm Blut und Säfte! — Daher auch die Entfernung, in welcher sich bei uns alle Männer des wirklichen Wissens wie in heiliger Scheu von den Zeitungen halten. Ich habe eine ziemlich ausgebreitete Bekanntheit unter den Gelehrten. Wie oft wurde mir nicht bei einer gelegentlichen Äußerung, ob man nicht über diesen oder jenen besondes wichtigen Gegenstand einen Artikel in irgend eine beliebige Zeitung liefern wolle, eine Antwort zu Teil voll Staunen und Verwunderung, als enthielte dies fast eine beleidigende Zumutung!*)

Holz

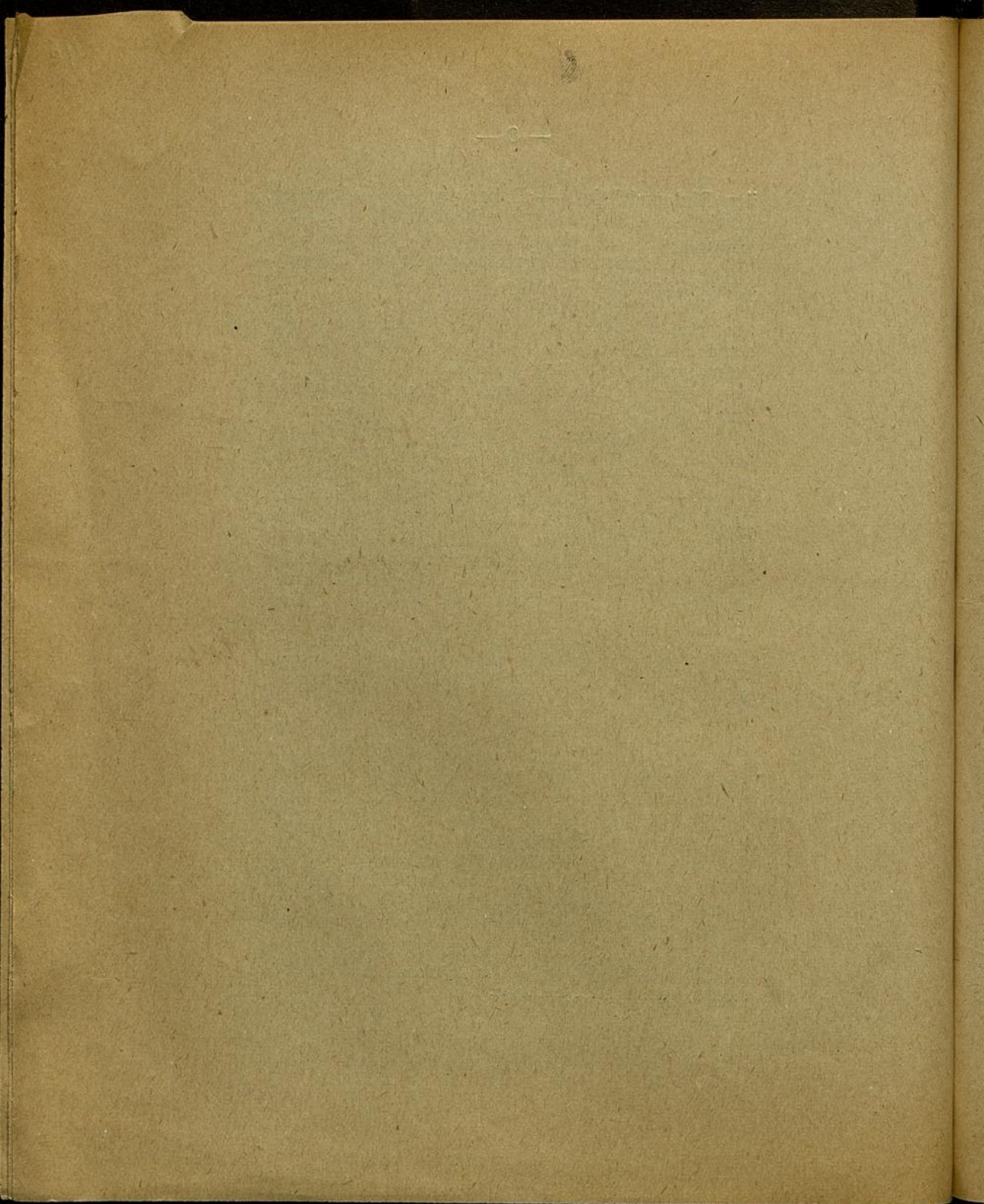
Hypothese

Ich habe auch in meinem Leben ~~1871~~ Zeitungs-schreiber näher kennen gelernt, die in jeder Hinsicht eine rühmliche Ausnahme, ja einen vollständigen Gegensatz zu der eben gegebenen Schilderung bilden. Zwei derselben haben sich auch bereits aus dieser Karriere zurückgezogen, aber wie oft riefen sie nicht alle drei in schmerzlichem Ringen zu mir aus: Lieber Eisenbahnarbeiter sein, als weiter in dieser Karriere verbleiben, die uns Geist und Seele zu Grunde richtet!

Ja, es ist wörtlich wahr, was Herr von Bismarck nur in sehr milder Form in der preußischen Kammer gesagt hat: Die Zeitungen werden von Leuten geschrieben, die ihren Beruf verfehlt haben. — Und hier lache ich schon im voraus, wie die Fortschrittler diese meine Übereinstimmung mit Herrn von Bismarck wieder als Beweis anführen werden, daß ich von Herrn von Bismarck gewonnen sei. Nur schade, daß ich schon lange vor der ganzen Existenz des Ministers Bismarck, nur in weit herberer Form, genau dasselbe in meinem »Julian« drucken ließ. Sie sind eine Bande von Menschen, sage ich daselbst, zu unfähig zum Elementar-Schullehrer, zu arbeitsscheu zum Postsekretär, zu keiner bürgerlichen

1871

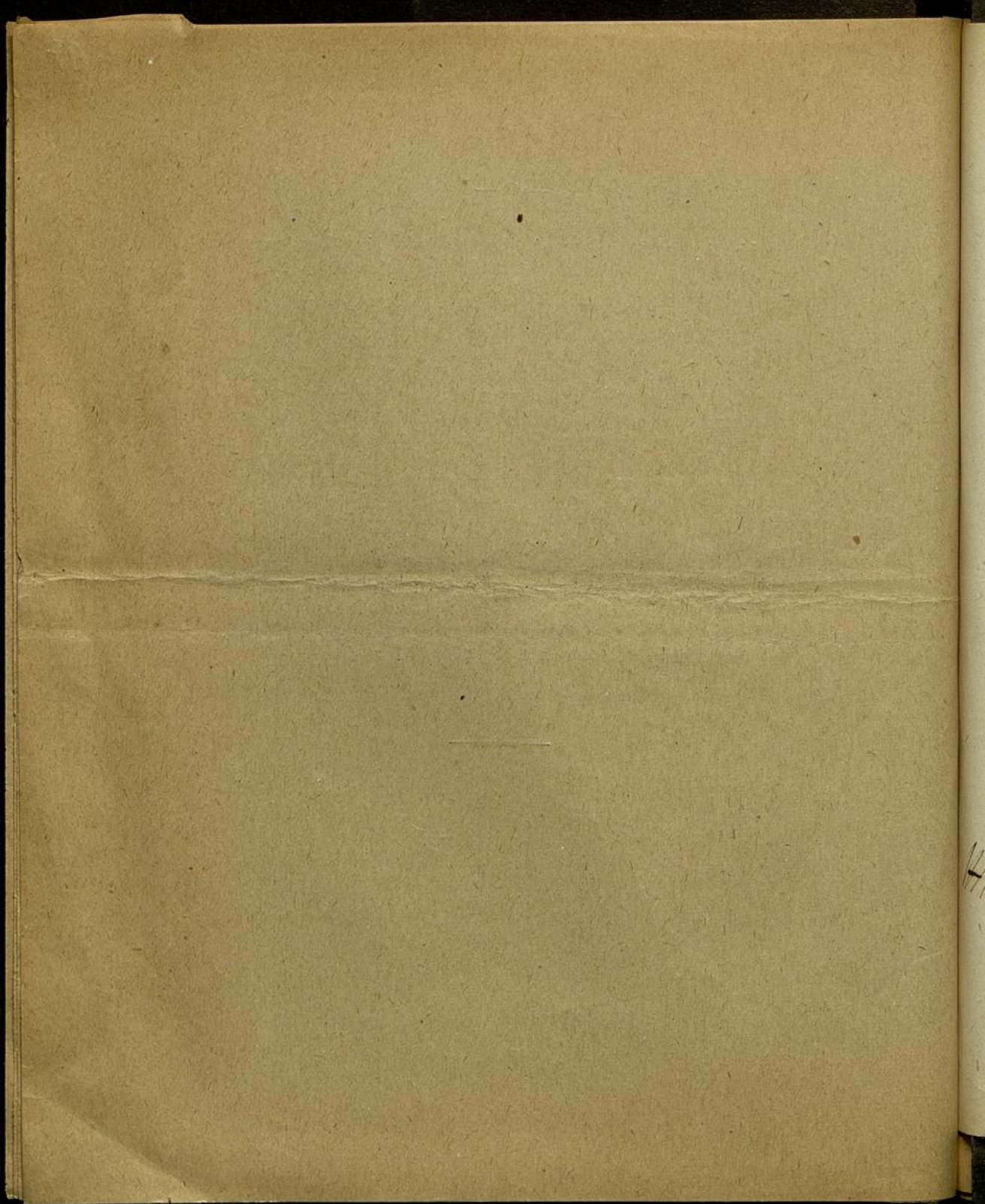
*) Darüber kann man heute, wo es die höchste Ehrung eines im Ausmaß der Preßverelendung heruntergekommenen Gelehrtentums bedeutet, nur eine Lache anschlagen.



Hantierung tüchtig und eben deshalb sich berufen glaubend, Volksbildung und Volkserziehung zu treiben! . . .

. . . halten Sie fest daran: der wahre Feind des Volks, sein gefährlichster Feind, umso gefährlicher deshalb, weil er unter der Larve seines Freundes auftritt, das ist die heutige Presse!

Halten Sie fest, mit glühender Seele fest an dem Losungswort, das ich Ihnen zuschleudere: Haß und Verachtung, Tod und Untergang der heutigen Presse! Es ist das eine kühne Losung, ausgegeben von Einem Mann gegen das tausend-armige Institut der Zeitungen, mit welchem schon Könige vergeblich kämpften! Aber so wahr Sie leidenschaftlich und gierig an meinen Lippen hängen, und so wahr meine Seele in reinster Begeisterung erzittert, indem sie in die Ihrige überströmt, so wahr durchzuckt mich die Gewißheit: der Augenblick wird kommen, wo wir den Blitz werfen, der diese Presse in ewige Nacht begräbt!!!



Glossen

Ich werde sterben und es nicht erfahren

warum ich — es kostet Lippowitzen & Co. 100 Kronen, eine Drucksorte, ein Kuvert und die Adressschrift, setzt Postbeamte und einen Briefträger in Bewegung — von Zeit zu Zeit den Mahnruf empfangen:

Wenn Sie ein Inserat im

Kleinen Anzeiger

aufgeben und Erfolg haben wollen, so inserieren Sie im

Neuen Wiener Journal

Da das Neue Wiener Journal von Hunderttausenden gelesen wird, so müssen Sie Erfolg haben.

Ich will aber gar nicht Erfolg haben, höchstens den, daß das Neue Wiener Journal nicht von Hunderttausenden gelesen wird. Wenn ich bestimmt wüßte, daß ich diesen Erfolg habe, sobald ich das Inserat im Kleinen Anzeiger aufgeben, tue ichs, wobei ich allerdings wieder Gefahr laufe, daß ich mir die Chancen des Inserats verringere und keinen Erfolg habe. Was soll ich also tun?

* * *

Der Jungeselle

— wer würde nicht wohligh sich seines Schreibens an mich entsinnen — ist noch immer der Alte. Er plaudert über »Reizlose Frauen« und findet da die glückliche Wendung:

Ein Weib mit vollendeten Tatsachen, aber ohne Pikanterie ist wie ein Feuilletton, dem der Zensor die nahrhaftesten Stellen gestrichen hat. Ein brüstiges Weib ohne einen Schuß Keßheit bleibt eine Nummer, wird aber nie eine Klasse für sich werden. . . .

Da ist mal wieder in einem Satz die ganze Natur wie 'n Brötchen mit 'ner Bombe belegt. Und das wundert sich, daß es von der Welt eingekreist war!

* * *

[Handwritten scribbles]

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Tüchtigkeit, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Willen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsvermögen im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich. Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zuzuschauten«. Hier fällt ihm wieder Herrmann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenker Stammlokalen begegnet ist,

Unruh

der nun schon etliche Jahre, mit etwas Zuckerkanl bestreut, dem deutschen Publikum mundet, gehört zu den Weltumarmern, spricht aus, was ist, nennt eine Katze eine Katze, sagt zu Barbusse »Barbusse!«, ohne daß Barbusse, schwer leidend, »Unruh!« sagt, und vertritt speziell gegenüber Frankreich, wo man der Anschauung zuneigt, daß »le style c'est l'homme«, den Standpunkt, daß der Mensch auch dann gut sei, wenn der Stil schlecht ist. Aber es gibt nun einmal ein Schmocktum, dem sich das Wort überhaupt erst von diesem Stammler eines neuen Weltgefühls herschreibt, dessen Erhabenheit nur von den Maßen einer Impotenz über-

troffen wird, die im Ausdruck des alten Weltgefühls allerdings deutlicher in Erscheinung träte. Viel zur Bildung dieser geistigen Glorie hat unstreitig das Kriegsleid beigetragen, das Herr von Unruh durchzumachen hatte, nur daß eben die tiefere pazifistische Erkenntnis aus der menschlichen Teilnahme auch zu der Verdammung eines Kriegswesens gelangen müßte, das nicht nur so viele abscheuliche Literaten des Blutdurstes ermöglicht hat, sondern auch die Dilettanten der Menschenliebe erzeugt und so vielen Opfern die literarische Amnestie erwirkt hat. Man kann aber auf die Dauer weder das Martyrium im Krieg, das ja Millionen gemeinsam war, noch die anständige Gesinnung während der Revolution als geistigen Maßstab aufrechterhalten und einmal müssen selbst in der Beurteilung der pazifistischen Dichter die Friedenswerte wieder zur Geltung kommen, auf die Gefahr hin, daß man den edelsten Gefühlen jener Romain Rolland-Seelen nahetritt, die ohnedies zumeist identisch sind mit den abgedankten Barden des Kriegspressequartiers, und ohne Rücksicht auf die Wallungen der Zuckerkanl, die, wenn man sie nach ihrer Ansicht über Goethe befragt, wie eh und je zu deklamieren anfängt, daß über allen Gipfeln Unruh ist. Ich aber meine: unter der Kanone! In seinem »Reisetagebuch« beschreibt er den deprimierenden Eindruck vom Milieu der Deutschen Botschaft in Paris, und es mag schon so sein, daß diese zwar wieder vorhanden ist, aber eben aus ihr sich der Umstand erklärt, daß der Welt der Glaube fehlt. Ich stelle mir den gestärkten Vorhemdton auf einer Deutschen Botschaft etwa so vor wie den Stil der Kunde, die Herr Unruh davon bringt.

← mind. Schlußp. 15,

+ jura
↓
zurückführen

+ jörbner

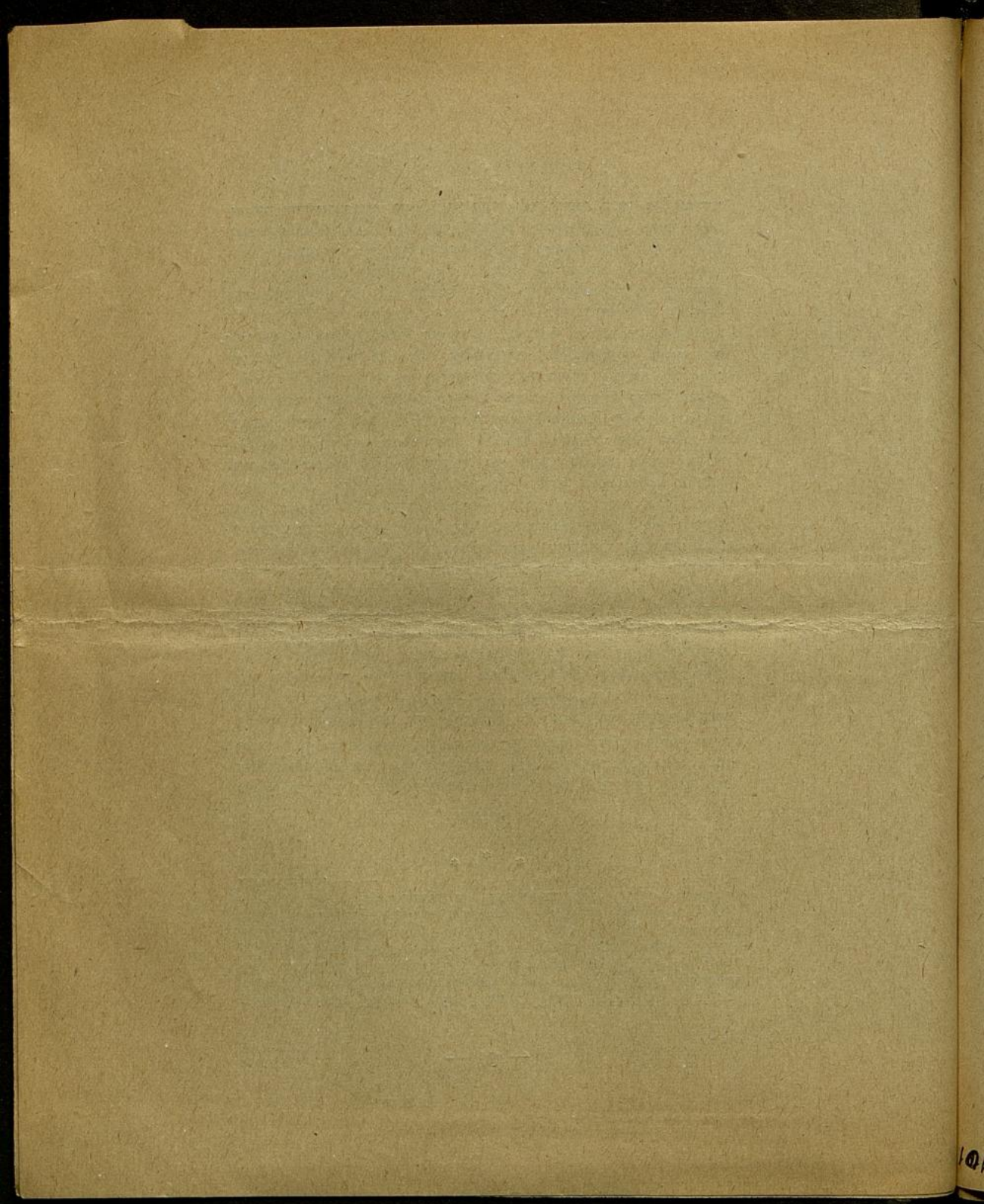
philanthropische Tätigkeit. In heiteren Versen pönlerte Oskar Friedmann den gelehrten Künstler und schließlich besprach der deutsche Gesandte, Minister von Pfeiffer, in längerer, geistvoller und hinführender Rede die Beziehungen zwischen dem Theater, der Bühne und dem Theater des Lebens. Pfeiffer fand einmütigen, demonstrativen Beifall, dem sich auch der anwesende Nationalrat Rummelhart anschloß. —

* * *

Moissi

empfangt mit »eingebundenem Hals«, sie liegt im Bett, der Inhalationsapparat steht daneben, aber die der Schönheit und Sehnsucht restlos hingeebene Persönlichkeit wirkt stark und rein. Und die Überzeugung wird geweckt, daß hier hohe Künstlerschaft der lautesten Quelle entspringt: Edlem Menschentum.

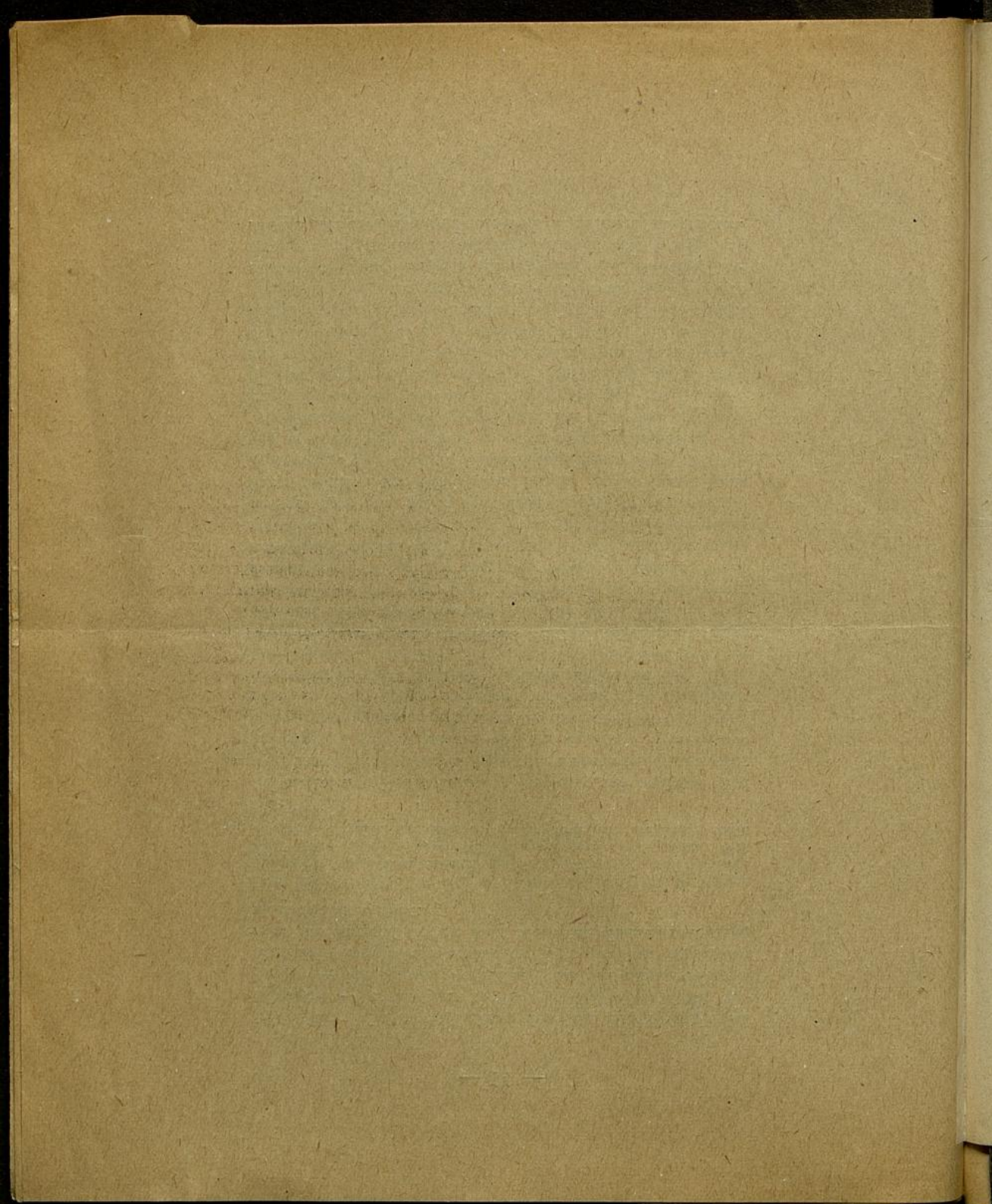
Das spielt sich in jeder Saison einmal ab, wie alljährlich so auch heuer, selbstredend kommt er von Moskau, wo sie bekanntlich bloß Revolution gemacht haben, um das Theater zu entfesseln, und dies, um Moissi an Moskau zu fesseln. Als gebirgtes Kind fällt er aber nur ein künstlerisches Urteil, welches »durchaus nicht geeignet ist, irgendwie politisch umgewertet zu werden«. Das Gespräch umfaßt, wie es sich gehört, nicht nur die Eindrücke, sondern auch die Zukunftspläne, die er natürlich nicht macht, weil es doch gewöhnlich anders kommt, was aber weder den Interviewer hindert, nach ihnen zu fragen, noch Herrn Moissi, sie zu machen. Unstet wie er ist, plant er im Kaukasus zu spielen, vielleicht aber auch in der Schweiz und sogar in Deutschland. Auch wegen einer Gastspielfahrt durch Amerika lassen, wo er sein neues Heim beziehen wird, er freut sich sehr darauf, wiewohl er »den Besitz im allgemeinen nicht als erstrebenswertes Glück« empfindet, nur im besonderen. Was sich in ihm dagegen sträubt, »müß wohl ein Rest vom alten Wanderkomödianten- und Vagantentum sein«. Wahrscheinlich, Moissi Augen leuchten während des ganzen Gesprächs, so daß auch bei hereinbrechender Finsternis gespart werden kann, was beim Hotelzimmerpreis immer im Voraus berücksichtigt wird. Von neuen künstlerischen Aufgaben reizt ihn außer dem Sigismund



In Calderons »Leben ein Traum«, den ihm Herr Hofmannsthal bearbeitet — er hat ihm bereits »die drei ersten Bilder vor-gelegt« —, der »Timon von Athen«, den ich bearbeitet habe, ohne aber Herrn Moissi etwas vorzulegen. Freilich könnte ich auch den Ansprüchen, die Herr Moissi an Shakespeare stellt, nicht gerecht werden:

Beim Timon erscheint mir die Motivierung für des Helden phantastische Menschenverachtung doch ein wenig zu schwach. Die letzten Szenen dieses Stückes sind wohl das größte, was Shakespeare geschrieben hat, auch hier hoffe ich auf einen neuen Bearbeiter.

Ich kann Herrn Moissi in dieser Hoffnung nur bestärken und freue mich immer, wenn ich sehe, wie diese neuen Theaterleute, insbesondere Herr Reinhardt, sich ihr Repertoire von meinen Vorlesungsprogrammen befruchten lassen, wobei ich nie zögere, mich zu revanchieren und den Aufführungen gleich wieder nachzuhinken, damit doch ein Vergleich möglich sei. Ich würde Herrn Moissi für die Bearbeitung des »Timon« zu Beer-Hofmann, raten, von dem er wie alljährlich so auch heuer spricht, nicht ohne daß seine Augen leuchten; wiewohl dieser vielleicht nicht imstande sein wird, die Menschenverachtung des Helden besser zu motivieren. Wenn sich aber Herr Moissi zu diesem Zweck mit Figuren aus den Berliner und Wiener Kunstmilieus zu bedienen und als Maler etwa Herrn Oppenheimer und als Dichter Herrn Salten auftreten zu lassen, dann brauch' er überhaupt keine Bearbeitung. Von sonstigen künstlerischen Plänen verrät er noch, daß er Ende März in Wien einen zweiten Vortragsabend »zu volkstümlichen Preisen« geben wird. Der erste litt an deren Unvolkstümlichkeit, war aber trotzdem ganz gut besucht, weil die Unvorsichtigkeit, an demselben Abend, wo im gleichen Hause der »Talsman« vorgelesen wurde, zu sprechen, ein wenig durch den Abfluß der Leute weggemacht wurde, die eine der beiden Kassen geschlossen fanden und darum mit der andern vorlieb nahmen. Wogegen ich in keinem Falle das geringste einzuwenden habe, während ich umgekehrt auf Besucher verzichten würde, die ich bloß der zeitlichen und lokalen Gelegenheit zu verdanken hätte und etwa dem Wunsche, Herrn Moissi zu hören.



Sehenden und lenkt den Irrenden auf den richtigen Weg zurück. Und das ist gut. Ich ging nun auf die Bühne, den Stand der Dinge zu überprüfen. Ich besuchte die Kollegen Ludwig Stärk und Zeisel. Indem ich leichte Gesprächsthemen anschlug, wollte ich nichts anderes bezwecken, als meinen Nervenstand überprüfen. Und dann — erlebte ich den furchtbaren Schock.

18

Ein Partner war besoffen.

— — Es war für mich ein unbeschreiblich deprimierender Anblick. Mein erster Gedanke galt dem Publikum. Herangelockt durch äußerst liebevolle Publizierungen der Presse saß es da, erwartungsvoll und sympathisch gestimmt. Ich habe mich für meinen Partner zu Tode geschämt, der, seinen Stand herabsetzend, wie ein schlechter Soldat vor der Front versagt hat. Wohl mußte ich den ersten Akt hindurch an seiner Seite marschieren. Aber den zweiten Akt hat ein Kollege bekanntlich die Rolle gelesen und somit die Situation gerettet. (Lieber Dunietzki, wie dankbar bin ich Ihnen gewesen!)

In meinem Herzen machte es tak-tak, nach außenhin soll ich halbwegs tapfer, ja sogar lustig gewesen sein. — —

Das Ergebnis dieser Feier: Die Überzeugung, daß 25jährige Facharbeit noch lange nicht genügt, um selbständig schalten und walten zu können. Wir sind Atome im Weltall, eine Kette bildend, einer vom andern abhängig. Jeder für sich, sind wir, mehr oder weniger, tüchtige Menschenkinder. Aber was nützt das? Die Entscheidung liegt in der Hand des Nebenmannes. Er unterstützt oder untergräbt uns. Wir sind — was immer wir können oder anstreben — begabte oder unfähige Hascher. Aber Hascher sind wir au fond alle. Gleich Aristophanes, der an einem Traubenkern ersticken mußte, — gleich Napoleon I., der Austerlitz in St. Helena bezahlt hat. Wir können und dürfen nur eines: uns wehren. Wenn aber plötzlich das Schicksal in Gestalt eines Betrunknen naht und uns die Waffe aus der Hand schlägt? Was dann??!!!!

100

120

Die ‚Stunde‘. Die, komme was kommen mag, rinnt auch durch den rauhesten Tag.

* * *

Ursachen eines Theaterkrachs

Direktor Geyer äußert sich in nachstehender Weise: Das Moderne Theater ist eines der kleinsten und luxuriösesten Theater, die Wien hat. Es wurde von einem Mäzen für eine Gesellschaft erbaut, die es hier nicht mehr gibt. In Paris existieren zehn kleine Theater, die dem Luxusbedürfnis einer Welt dienen, die bei Ciro speist und sich im Frack und Abendmantel mit einer Dame

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

in dem neuesten Abendkleid von Worth oder Lanvin um 1/410 Uhr geräuschvoll in einem Parkettfaeuil niederläßt . . .

Hat's hier nie gegeben. Wir müssen mit Schöner vorliebnehmen, mit Abendkleidern von Grünbaum und mit einem bißel Geseres, nicht der Rede wert. Und das alles hat jener Mäzen gewußt und trotzdem das Moderne Theater erbaut, das mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet war, Liftjungen im Hause hatte und überhaupt ein wahres Schmuckkästchen vorstellte. Kurzum, jene neue dramaturgische Ära einzuleiten schien, die ganz auf Herrn Castiglioni angewiesen ist, der aber schließlich den Besten seiner Zeit genug getan hat, wenn er ein Theater füllt.

1/100
billig?
Kissel
Laut
Stille
/C
=

* * *

Ausgerechnet

ich erhalte die folgende Anfrage:

Hast du schon einen Radio?
Der Radio wird dein bester Freund,
Halloh, halloh, halloh!
Wenn er dich mit der Welt vereint,
Lauscht mit dem Ohr du froh,
Er will dich erheitern,
Dein Wissen erweitern,
Stets treu dir zur Seite,
Drum kauf ihn noch heute!

Just nicht.

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verdingungs-
kraft, die . . .
und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:
Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künst-
lerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft
und Charms, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsvermögen
im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordent-
lichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen
vibrierenden Sätzen, die
und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache,
die und so weiter,
trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.
Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen
andern Einwand:
Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende
Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein
fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt öster-
reichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und düffig wie
ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,
— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mit allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise«
für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein
Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im
März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal
gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flüder
und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte
Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach
wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal
oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich
noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem
Wurstl zuzuschauen«. Hier fällt ihm wieder Herrmann Bahr ein,
dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes
Schlenher Stammlokalen begegnet ist.

103

7. 17
15. 17
1. 18
21
22
8. 17

Ein wissenschaftlich vollkommen neuer Grundgedanke

— — Ueber den Verlauf der beiden Ausstellungen, die am 16. November geschlossen wurden, hat amtsführender Stadtrat Richter kürzlich dem Gemeinderatsausschuß für allgemeine Angelegenheiten berichtet. — Ebenso ist der Grundgedanke der Theaterausstellung wissenschaftlich vollkommen neu. Die von Glossy geleitete Theaterausstellung der Stadt Wien, die im Jahre 1892 im Rahmen der internationalen Theaterausstellung stattfand, reichte nur bis 1890 und ließ die Darstellung der Operette vollkommen unberücksichtigt. Der theatergeschichtliche Verlauf, der das Volksstück von der Wiener Operette immer mehr verdrängen ließ, wurde erst durch die in diesem Jahre veranstaltete Ausstellung aufgezeigt. Die beiden Ausstellungen wurden vom 13. September bis zum 16. November von 26.738 Personen besucht. Eine davon hat zugeben müssen, daß die Verdrängung durch die Wiener Operette überaus anschaulich herausgearbeitet war im Vergleich mit der internationalen Theaterausstellung vom Jahre 1892, die nur bis 1890 reichte und noch keine Ölgemälde der Herren Brammer und Grünwald aufzuweisen hatte und anderer Persönlichkeiten, die, um den Verfall des Wiener Theaterwesens aufzuzeigen, nun bereitwillig ihre Porträts zur Verfügung stellten. Aber daß es sich um die Demonstration einer Pleite gehandelt hat, also um einen wissenschaftlich vollkommen neuen Grundgedanken, haben 26.737 Besucher erst aus dem Rechenschaftsbericht ersehen.

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstern Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

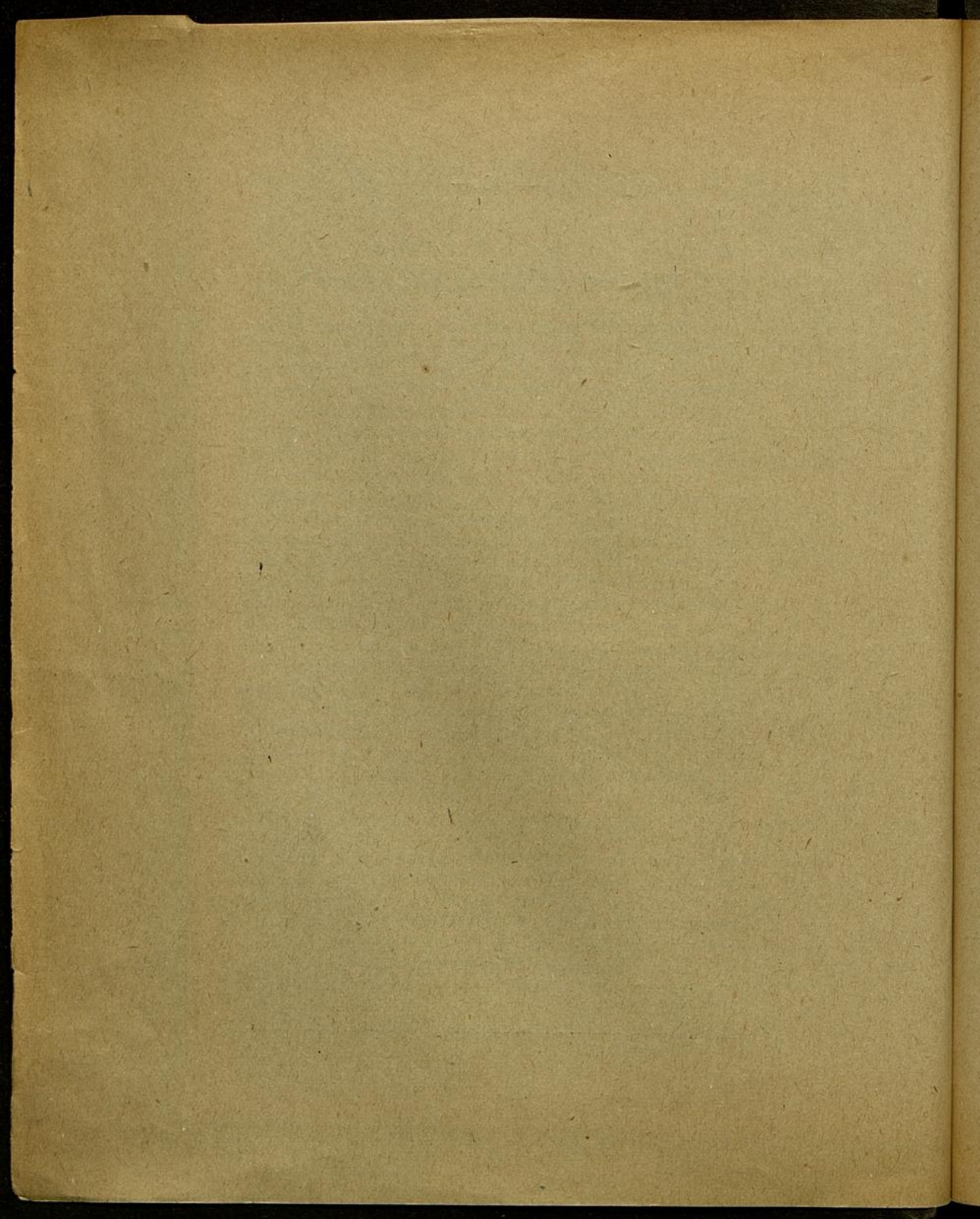
Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Wie lange wirds das noch geben?

Mitten zwischen den Lebensmüden des Sonntags und den Kindesmorden der Christenheit leuchtet auf dem Schieberantlitz dieses neuen Journalismus, als dessen Zeitwimmerln Wortbildungen wie »Ravag« auftauchen, die unermüdete und nicht umzubringende Fröhlichkeit des Herrn Slezak. Die Spezies des Hauschristen, der schon ganz wie die Herrschaft jüdeln kann, also das hat, was man in Wien Humor nennt, erscheint in diesem Slezak mit einer Übertriebenheit entwickelt, die wieder als solche ihrer Lachwirkung sicher ist. In dieser trostlosesten aller geistigen Niederungen, aus der die Spaßhaftigkeit der »Inneren Stadt« hervorgeht, floß immer schon der Selbstwegwurf eines Judentums, das sein Idiom am liebsten von einem korpulenten Bauchredner arischen Ursprungs gesprochen hört, mit der Unserleutseligkeit des Beim-judenfressers in einem Genre zusammen, für das man auf der ganzen Welt außerhalb dieser Region kein Empfinden hat. Aber was sich jetzt in Wien abspielt, ist nichts anderes als der Selbstpogrom eines zu jedem kulturellen Widerstand unfähigen Arier-tums, das sich einfach entschlossen hat, einen strategischen Rückzug anzutreten und jüdeln zu lernen. Die Hindenburg und Ludendorff dieses Endsiegs sind die Herren Slezak und Liebstöckl, die sich jetzt jeder nur möglichen Form der Publizität bedienen, um den Feind in Sicherheit zu wiegen, wahrscheinlich um im günstigen Moment mit dem wildesten Antisemitismus los-zubrechen. Bis dahin werfen sie einander Ausdrücke wie »Chuzpe«, »Mezzie«, »meschugge«, »Zerspringen Sie!« gleich Fangbällen zu, erobern damit die Herzen beider Parteien und namentlich jener, die das angeborene Verständnis hat und infolgedessen den »Kowed«. Und von eben dem Humor, vor dem der Sau grausen würde, kann der Wiener Zeitungsleser, Kabarett-besucher und Radiofreund nicht genug bekommen. Wohl ist die Sache, die hinter dem furchtbaren Zeichen »Ravag« verborgen ist, eine teuflische Einrichtung, in der wahrscheinlich ein Gipfel technischen Vermögens mit einem Tiefpunkt geistiger und künstlerischer Entleerung verbunden sein dürfte.

12
=



Aber wo auf der ganzen Erde, außer eben zwischen Wien, Ischl, Brünn und etwa Prag (also immerhin einem Teil der Ententewelt) würde man nicht, wenn man schon auf alle drahtlose Möglichkeit gefaßt ist, ratlos vor solcher stehen:

Leo Slezak debütiert in der »Ravag«.
Seine lustige Begrüßungsrede.

Kammersänger Leo Slezak debütierte gestern abends im Radio.
— Der Künstler leitete sein erstes drahtloses Auftreten mit folgendem wohlgelungenen Speech ein:

Meine verehrten Zuhörerinnen, Zuhörer, Schwarzhörner und geliebte Rückkoppler auf Welle 530!

Ich singe heute zum ersten Male Radio. Sie machen sich keine Vorstellung, wie aufgeregt ich bin. Der Gedanke, daß man mich in Scheibbs und Palermo zu gleicher Zeit hört und mich eventuell vernichtend kritisiert, macht mich erbeben.

Mein Trost ist, falls es schief gehen sollte, daß mir niemand etwas an den Kopf werfen kann, daß der trauliche Hörer wehrlos ist. Ja, daß nicht einmal eine Mißfallensäußerung — ein Protest zu mir dringt. Da habe ich dann für alle Fälle das wonnige Gefühl, daß ich fabelhaft gesungen habe — außerdem kann ich mich auf falsche Luftströme, miese Atmosphäre oder geplatze Radiowellen ausreden — eventuell auch auf eine unrichtige Behandlung Ihres Empfangsapparates. Ein Glücksfall — lateinisch — Mezzie! — —

Nun begrüße ich Sie alle herzlichst — meine Kinder ~~Kinder~~ in München und Berlin — meine Freunde im Weltall, in Brünn und werde Ihnen als erstes den Lindenbaum von Franz Schubert vorsingen. — Hören Sie:

(Am frischgestrichenen Ehrbahr-Flügel Erich Meller von der Staatsoper.)

Nach dem ersten Lied avisierte er eine »Pause von 13/16 Minuten« und fuhr dann fort:

Da ich annehme, daß Sie meine verehrten Drahtlosen — im Sinne des Radio-Drahtlos — das soll keine versteckte Anspielung auf unseren Dalles sein — da ich also annehme, daß Sie von meinem Gesange restlos begeistert sind, wage ich es — selbst auf die Gefahr hin, morgen erheblich beleidigende Briefe zu bekommen, Sie noch mit einem Straußliede: »Ich trage meine Minne«, zu erschüttern.

Plötzlich hörte man ihn ganz allein applaudieren und er meinte:

Deinen Wünschen willfahren — als Schriftsteller neben Dir eine nebochantielle Erscheinung zu bilden. Als Abonnent Deines Bilderbuches kann ich nicht umhin, Dir meine Verehrung zu zollen. Mache Schabbes davqn, Liebling!

Und nun — mit Nennung des Namens einer Opernkollegin — die folgende Ordinärheit:

. . . . beklagte sich bei mir, daß sie so Pech hat — immer wenn sie eine schöne Rolle singen soll — sagt jemand ab — oder es kommt ihr sonst etwas dazwischen. Da tröstete ich sie und teilte ihr mit, daß die 18jährige Tochter einer ungewöhnlich feinen Familie — Nonne werden wollte; nun kam ihr etwas dazwischen — da mußte sie Amme werden.

Glücklicher — lebe wohl; daß Du meine Füße auf der Reise nach Graz als zu groß empfunden hast, hat mich verletzt.

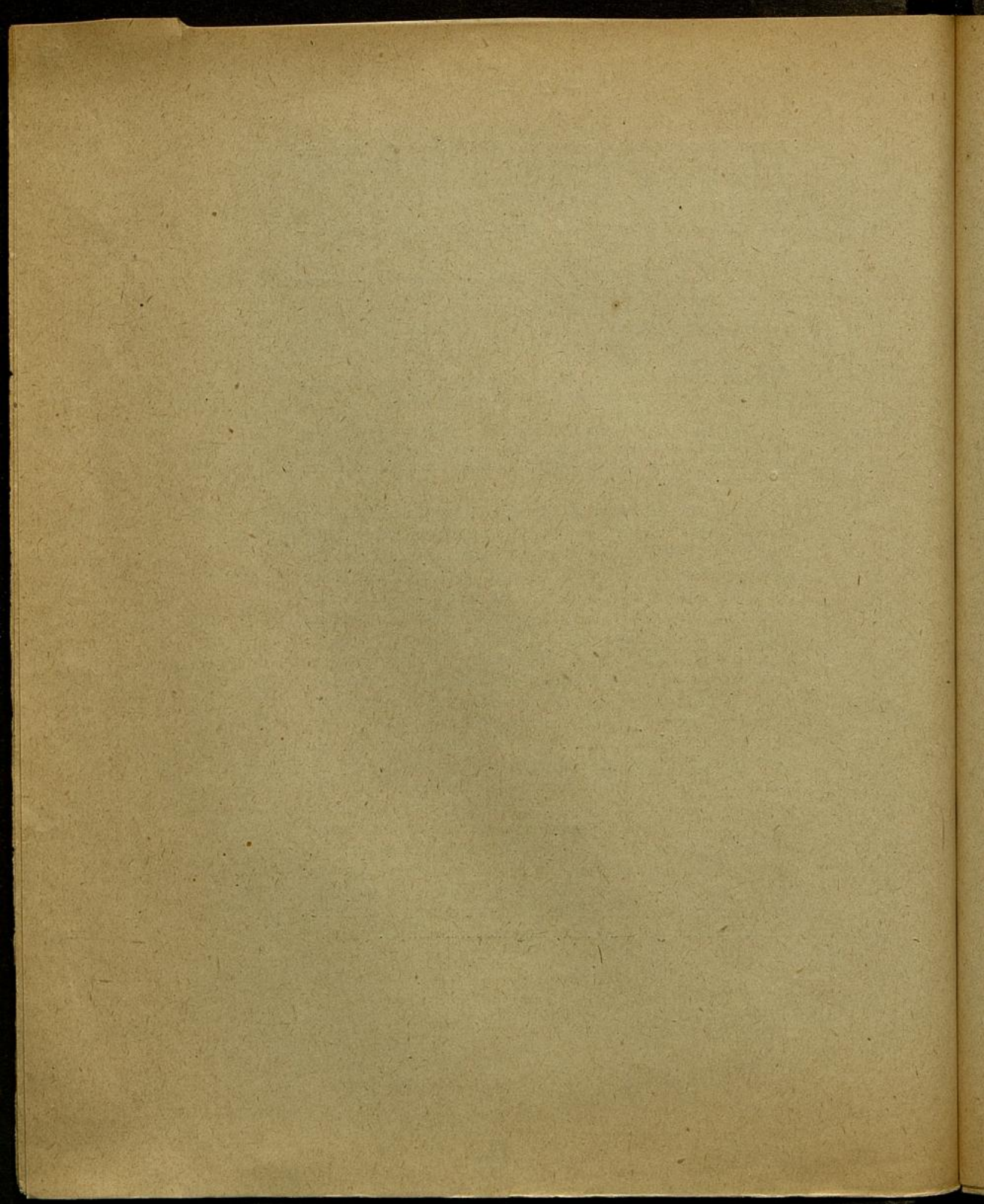
In Liebe — Dein

Leo.

Reiffenstein bringt ein Bild vom neuen Salon — Du hast den alten — und ich möchte nicht gern dem Piccaver nachstehen. Singen soll er schöner — aber Salon — will ich schöner haben! Vielleicht zerspringt er!

Die Stelle von den Füßen wird in einer liebevollen »Anmerkung der Redaktion« erläutert, sie bezieht sich auf die denkwürdige Begebenheit, wie auf einer Fahrt nach Graz »zwei riesige Füße zum Vorschein kamen, die h. l. sofort als echte Slezak-Beine agnoszierte; und so war es auch!« Und da nun die Staatstheaterverwaltung sich der besudelten Opersängerin annimmt und Herr Slezak selbst die Dame um Verzeihung bittet, indem er die Nennung ihres Namens im Zusammenhang mit dem schäbigen Sexualwitz als »Gedankenlosigkeit« entschuldigt, setzt das Blatt, dessen Geschäft die absolute Hemmungslosigkeit der Infamation ist, diese in einen Titel um, worin der Hohn den intimen Apsdruck findet: »Piroska A. . . ist beleidigt«, und in den bagatellisierenden Untertitel: »Sorgen hat der Herr Unterrichtsminister!« Dem Minnesänger aber, der die Kollegin nun plötzlich »verehrt«, wird bestätigt, daß er »einen ausgezeichneten Witz« gemacht habe. Doch nicht genug daran. Der Zerspring-Humor, auf den diese Lustigmacher ihre Sach gestellt haben, nicht bedenkend, daß das Publikum doch endlich einmal ein Speien angehen könnte, findet sofort seine Fortsetzung, indem sich nun Herr Piccaver, den man durch amerikanische Erziehung gegen solche Einflüsse immun gewähnt hätte, hingerissen anschließt:

1/2
/u



Alfred Piccaver an Leo Slezak

Lieber Leo!

Du wünschst mir, daß ich zerspringen soll? Ich gestehe: ich bin zersprungen. Aber nicht wegen des schönen Singens, auch nicht wegen des schönen Salons, sondern wegen Deiner Berliner Gage. Jetzt freilich, da ich höre, daß Du sie nicht bekommen hast, bin ich wieder beruhigt.

Herzlichst

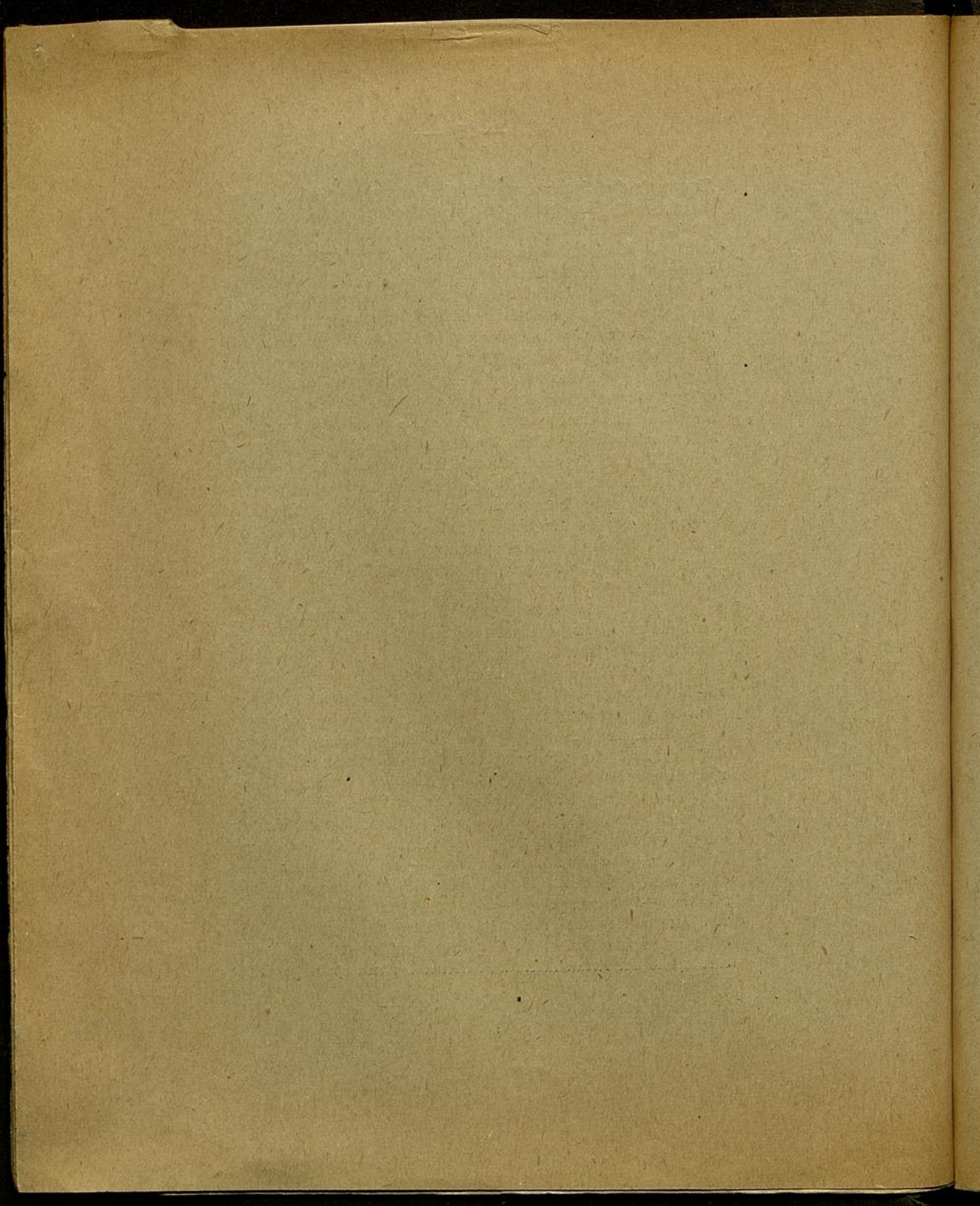
Piccaver.

Was an dieser Widerlichkeit vor allem auffällt, ist die Übertragung der Intimität eines Tandelmarktjargons, in dem solches Chammer-sängertum seine Gagenproblematik bereinigt, auf den Verkehr mit dem Publikum. Aber gerade dieses ist unter dem Einfluß einer entfesselten Journalistik auf einen derartigen Tiefpunkt des Geschmacks hinabgelangt, daß es, um sich vor Heiterkeit in der Gosse zu wälzen, nur des minimalsten Anstoßes bedarf. Es freut sich ja allabendlich, von der Animierkneipenpresse auch nur in den Spuck- und Toi-toi-Lauten dieser Unnatur mit den Betriebs-sorgen des Auswurfs der Menschheit befaßt zu werden. Und wahrscheinlich wird mir, der diese Unzucht mit dem Kantschu traktiert wünschte, entgegengehalten werden, daß sich die Jargon-clowns, die sich jetzt produzieren, nicht annähernd so vieler jüdischen Ekelworte bedienen, als in einem Heft der Fackel enthalten sind. Das ist wahr und ich habe auch nie bezweifelt, daß die Verkommenheit dieser Sphäre sich noch auf das intellektuelle Vermögen erstreckt, zwischen der Intimität mit dem Greuel und dem Haß, der es mit dessen eigenen Farben malt, zu unterscheiden. Daß ich den Hörer, dem mein Zitat aus der Slezak-Welt ein Behagen an dieser vermitteln könnte, in sie einbeziehe, wissen alle andern, die noch zwischen einem Höllenbreughel und einem Teufelsdreck zu unterscheiden vermögen.

Denn ich bin bekannt dafür, daß ich keinen Spaß verstehe, und Herr Slezak hat mich bisher nur durch seinen ungewöhnlich gesunden Humor verhindert, mich davon zu überzeugen, daß er auch der vortreffliche Sänger und Spieler ist, für den er gilt. Alles in allem, ich glaube, er nimmt einen zu breiten Raum im publizistischen Bild ein, und es wäre gut, wenn er, wie gleichfalls seine Kollegin Jeritza, sich für ein Jahr zu voller Untätigkeit außerhalb des Gebietes, auf dem mehr das

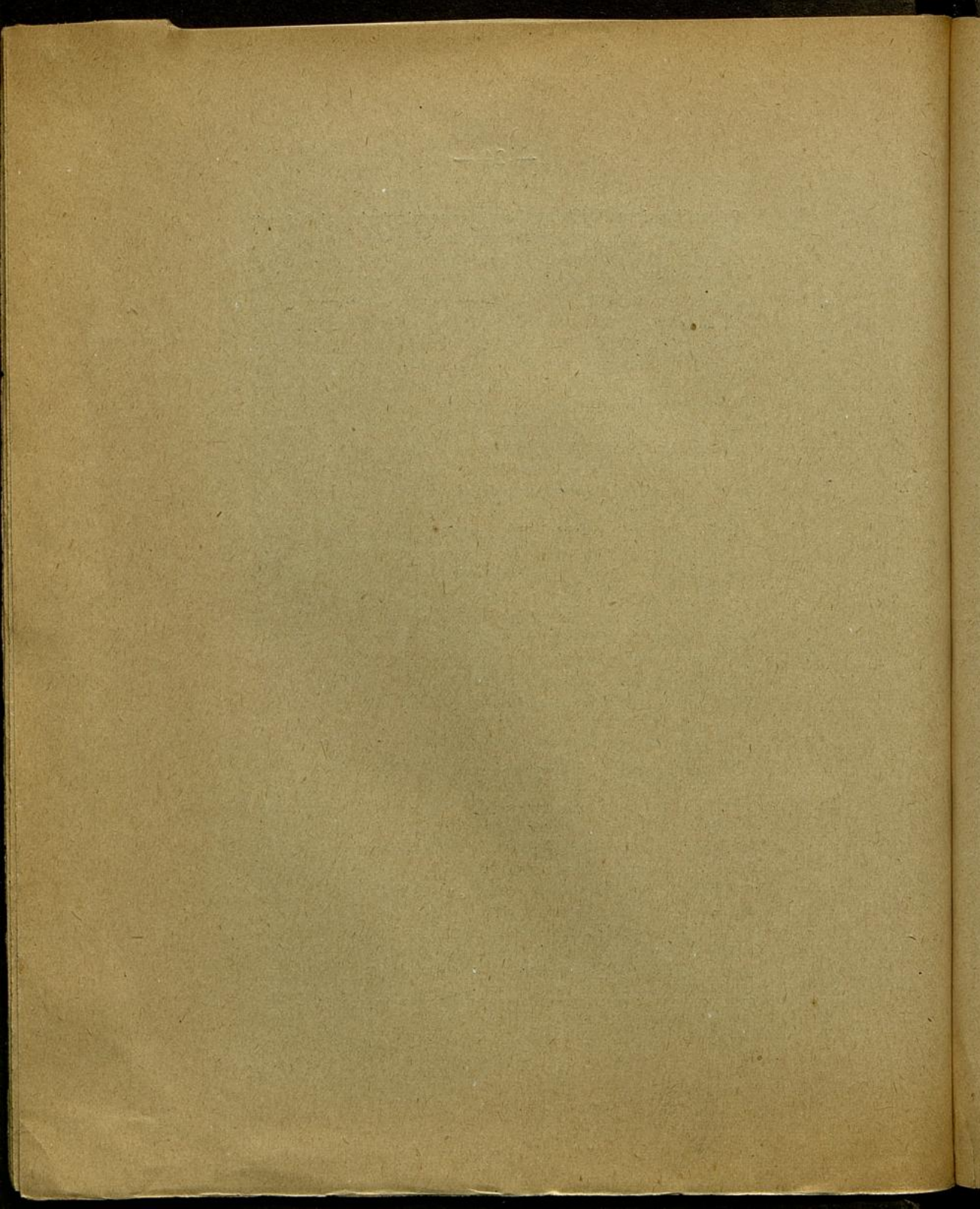
Singen als das Sagen Anwert findet, engagieren ließe. Bissel
 -ausspannen! (Aber sich nicht bei der Gelegenheit beim Holzhacken
 photographieren lassen!) Schluß mit dem Gemauschel und aller
 sonstigen unberufenen Munterkeit! Schluß mit der Vertraulichkeit
 in Freud und Leid eines Berufswesens, von dem uns nichts
 als die Leistung ahgeht! Man verlangt von Herrn Slezak gewiß
 nicht, daß er jene verschollene Art ~~von~~ Sänger wieder zu Ehren
 bringt, für ~~das~~ das Lied, das aus der Kehle dringt, Lohn ist,
 der reichlich lohnet, wengleich er selbst diesen Grundsatz seinen
 Begleitern gegenüber zur Anwendung bringen soll, und wenn
 er zugunsten notleidender Kollegen auftritt, so vergönnt man
 ihm schon das Honorar dafür. Aber seine monatelangen Streitig-
 keiten mit dem Berliner Theaterhändler, dem er sich für
 die niedrige Gelegenheit einer »Revue« verkauft hätte, haben
 uns als den unbeteiligten Dritten nicht gefreut und es gehörte
 schon die ganze Ehrlosigkeit des neuen Journalismus dazu,
 angesichts der in alle Spalten einbrechenden Tragik der Zeit
 auch noch daraus Kapital der Reklame zu schlagen. Die Spielleute
 sollen ihr Handwerk verrichten, dafür entsprechend bezahlt
 werden, also nicht ganz so hoch wie es geschieht und wie sie es
 für selbstverständlich halten, aber das Mundwerk werde ihnen gelegt,
 das heißt vor allem der rädelsführenden Sorte, die mit den Affären
 ihrer Lieblinge die Menschheit belästigt, die weiß Gott andere
 Nöte hat, als diese vermuten. Gewiß hat das Sprichwort
 recht, daß unter Blinden der Einäugige Prominenter ist, aber
 wem die Bretter nicht die Welt, sondern nur die Angelegenheit
 eines heute ziemlich fragwürdigen Berufs bedeuten, den wird
 das Schicksal des unbekanntesten Kriegsblinden noch immer
 mehr fesseln als eine Gagenförderung des Herrn Slezak. Und so
 sehr ich überzeugt bin, daß der Wahn der Herrschaften wieder
 und wieder es vorziehen wird, von der Bereitschaft der Presse
 die süße Nahrung zu empfangen als von meiner Mißgunst die
 Erkenntnis, so möchte ich ihnen doch — im Allgemeinen und
 ohne dem speziellen Kehlkopf, den ich nicht kenne, nahe-
 zutreten — als ein einigermaßen sachverständiger Beurteiler
 von Kunstwerten die Versicherung geben, daß alles, was in
 einer Saison zwischen Berlin und Wien geleistet wird, mir knapp
 eine Spalte der Theatertribüne wert erscheint. Diese Spaßvögel und

→ J
 H 12



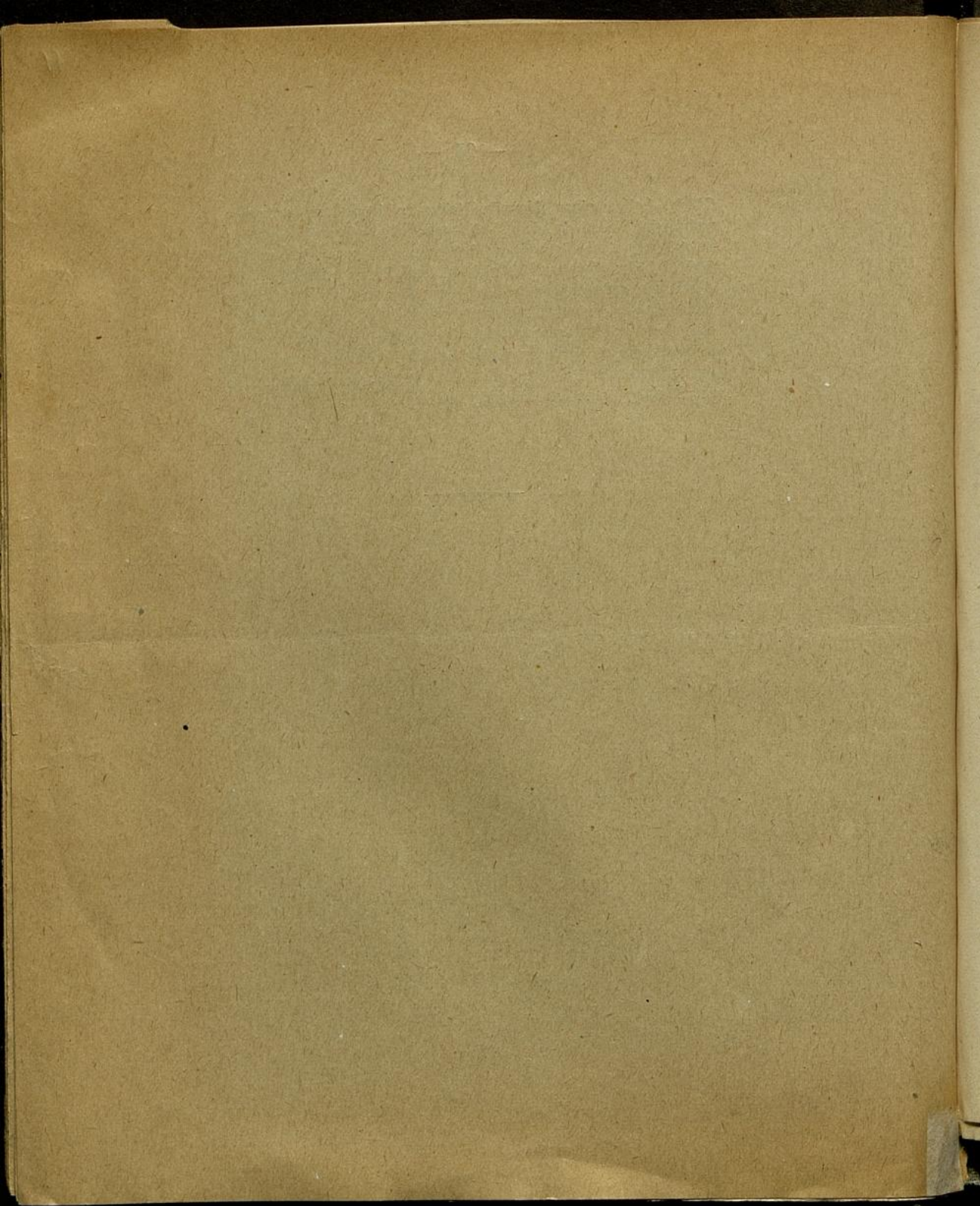
Schlaraffen einer »Kulissenwelt« mögen es mir glauben, daß sie mit allem, was sie der Öffentlichkeit aus ihrem Schaffen und Schmuseu zu geben beflissen sind, mit ihrem täglichen Vorhandensein, mit ihrer trostlosen Unverwüstlichkeit, mit ihrer Gier nach Ersatz für die Kränze der Nachwelt, inklusive der Weihnachtsgeschenke, die sie erhalten, ausschließlich vom Mißbrauch jener bedenklichen Errungenschaft profitieren, die täglich genug Spielraum hat, Unheil anzurichten. Wir sind noch vom Sonntag hinreichend lebensmüde, wenn wir am Montag in fettesten Lettern der guten Laune des Herrn Slezak teilhaft werden und mit ihr der Sicherheit, daß über allem, was sich heute begeben mag, diese für beide Konfessionen verständliche Spezialität eines Sängers fortwirkt, mit der er auch für die Zeiten schwindender Stimmkraft ausgesorgt zu haben scheint. Es ist der Humor, der auf der ganzen Nordbahnstrecke jenes Gewieher hervorruft, das mir seit Jahren jedes Reisen in die Gegend unmöglich macht, die Ausdünstung einer bürgerlichen Fröhlichkeit, in der sich die gegenseitige Verachtung bis zur Intimität steigert, und wenn sich ein Prager Schmock keine Theaternotiz erfinden kann, so ruft er Herrn Slezak an, der nicht nur per Radio bereit ist, zu seiner Welt in ihrer Sprache zu sprechen, und prompt mit der Frage »Großer jüdischer Gott, was gibts?« erwidern wird. Ein gefeierter deutscher Rezitator soll sich einmal durch die Zumutung des Impresarios: »Das Publikum applaudiert, gehn S' bittsie machen Sie noch ein paar Schmonzes« degradiert gefühlt haben. Aber in Wahrheit hatte der Impresario mehr Instinkt für die Sphäre als Herr Thomas Mann, der so einen Kerl Zeit seines Lebens nicht gesehen haben will. Er ließ sich eben von Hölderlin nicht irre machen. Herr Slezak bedarf solchen Zuspruchs keineswegs und versieht schon ganz von selbst Schubert mit Schmonzes. Nun, der Zufall eines besonders dotierten Kehlkopfs hat mich selbst bei Tenoren ohne Humor noch nie an einen Zusammenhang mit Kunst denken lassen. Was aber die Technik anlangt, so ist sie offenbar aller Zusammenhänge fähig. Um keinen Preis würde ich mir die Genußprothese um die Ohren schnallen, die ich heuer so oft über dem Haupt versunkener Hausmeister gewahrt habe. (Auf den ersten Blick war's Melancholie, auf den zweiten Radio.) Ich tät's nicht, seitdem ich einmal zwei Minuten lang das

*H. Slezak, was für
jener Anspielung
bekommen sein,*



Glück hatte, einen Hannele-Dialog zu hören, zu ermessen, welcherlei Kunst da dem Volk geboten wird, und die Rückständigkeit einer Technik zu beklagen, die noch nicht so weit hält, daß der ob seiner Wehrlosigkeit mit Recht verhöhnte Hörer durch den entsprechenden Zuruf dem Hannele aus dem Traum helfen kann. Wenn ich mir aber vorstelle, daß man es vielleicht einmal so weit bringen könnte, ohne jeden Anschluß irgendwo im Weltraum an der guten Laune des Herrn Slezak teilzunehmen, dann dürfte die Rubrik gleich links, die von den Lebensmüden des Sonntags, eine Bereicherung erfahren.





Kinderverse

Eine der dankenswertesten Gaben, die ich vor einigen Monaten von Freunden empfangen habe, ist ein Bändchen mit Maschinschrift geschriebener Verse, 125 Seiten stark, das ein Leser in Kattowitz, der auf der Durchreise in Wien war, mit der folgenden Mitteilung zurückgelassen hat:

Das Bändchen Kinderverse hätte ich gern persönlich überreicht, um etwas über die Entstehungsgeschichte seines Inhalts zu erzählen. Vor allem wollte ich erwähnen, daß die Gedichte, so wie sie hier erscheinen, durch die Lehrerin (Gertrud Willner), in deren Zeichensunde sie auf Grund kurzer Schilderung des jeweiligen Gegenstandes in gleichzeitiger Niederschrift verfaßt worden sind, niemals die geringste Korrektur erfahren haben. Alle Manuskripte, sorgfältig gesammelt, können zum Beweise dienen.

Hinzufügen möchte ich den Wunsch eines Kreises Kattowitzer Freunde, Ihnen mit dieser Sammlung eine Freude zu machen. Ließ ähnliche Absicht sich im Frühjahr, als eine anlässlich Ihres Geburtstages geplante und von Ihnen gestattete private Aufführung des »Wolkenkuckucksheim« infolge widriger Umstände verschoben werden mußte, sich leider nicht ausführen, so wird die kleine Gabe vielleicht ihren Zweck erfüllen, Ihnen ein Zeichen steten Dankes zu sein.

~~Das Alter des Kindes ist nicht in allen Fällen neben dem Namen angegeben.~~ Da das Bändchen »zu beliebiger Verwendung« gewidmet wurde, so folgt hier eine Auswahl der Gedichte, von der vier — das erste, zweite, vierte und fünfte — bereits in Nr. 2 der neuen Halbmonatsschrift »Die Mutter« (Herausgeberin Gina Kaus) erschienen sind. Wohl alle zeigen, welch ein Dichter, ganz jenseits der beruflichen Entscheidung, ein Kind gegen einen Erwachsenen ist, ein späterer Krämer im Vergleich mit einem gegenwärtigen Dichter, und welche Gaben die Natur darreicht, ehe sie sie entwickelt.

H d



als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreicherischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstern Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Ein Tag aus dem Leben
des Schmetterlings
Zitronengelb

Ach, wie freue ich mich,
Ich kann ja fliegen
Zum Himmel hinauf.

Zu den Blümelein,
Zu den Vögelein,
Zu den Sternelein,
Und zum Monde auch.

Und wenn ich dann müde bin,
so fliege ich
In mein Kämmerlein!
Gertrud D., 12 Jahre.

Ein Tag aus dem Leben
des Schmetterlings
Schnürbein

Als ich flog durch Tal und Höhe,
O, da gab es viel zu sehn.
In dem Rosengarten spielte
Ein gar lieblich Kind,
Und es schaute auf mich mild,
kleinen Schmetterling.

Als ich flog durch Tal und Höhe,
O, da gab es viel zu sehn.
In dem Wald auf einem Baum,
Saß ein Vögelein, ein Traum,
Auf des Zweiges Saum.

Als ich flog durch Tal und Höhe,
O, da gab es viel zu sehn.
Auf der Wiese, zwischen Gras,
Saß ein kleiner Has,
Und er schaute froh mich an,
Dieser kleine Fratz.

H., 10 Jahre.

Wenn ich auf den Mond
könnte

Wenn ich könnte
auf den Mond,
so möchte ich mich sehr freuen.

Doch wie gelang
ich dort hinauf,
ich hab' ja keine Flügelein.

Wenn ich aber
oben wär',
so möcht ich's doch bereuen.

Denn ich könnt
doch nicht bei
meinem lieben Mütterchen sein.
Herta W., 12 Jahre.

Der Mond ist rund,
wie kann ich ihn erlangen.
Er ist zu weit, er ist zu weit.
Ich kann ihn nicht auffangen!

Ach wenn ich Flügel hätte!
Flög ich hinauf,
Da möcht ich sehen,
Bäume und Menschen,
Groß und klein

Ja, ich muß hinauf!
Ich muß hinauf!
Martha G., 13 Jahre.

Wenn ich auf die Kirch-
turmspitze könnte

Wenn ich auf die Kirchturmspitze
könnte,

die so weit von uns ist.
Und besehen könnte die Welt,
die zu Füßen mir liegt.
Möchte ich sehn die Städte, die
lieblichen Dörfer auch.

Möchte Freude dran haben,
Und an der Macht Gottes auch.

Ich möchte sehen,
Ein großes Häusermeer.

Und zwischen ihnen gehen
Die Menge der Menschen daher.
Möchte näher sein dem Himmel,
als der Erde unter mir.

Ich könnte sehn die Vögel, die
Blumen, die Käferlein auch.
Wie alles Gott preiset, für
seine Lieb' und Treu'!

Elfriede B., 11 Jahre.

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Tugenden und Universalität, seiner Beweglichkeit, Receptivität und Verjüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charms, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsvermögen im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein reiches gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreicherischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide fürchtete Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zusauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenker Stammlokalen begegnet ist,

Wenn ich auf die Kirchturmspitze
 könnte
 Würde ich Erd' und Himmel schau.
 Ich würde die Wolken besser ziehen,
 Und die Vöglein singen sehen.
 Und die Leute drunten im Tale,
 wären klein, ich weiß es schon
 Und die Kinder wären garnicht,
 garnicht, garnicht anzuschau.
 Ach, wie wäre es oben schöne!
 Wenn ich könnte Gott anschau,
 Und die Englein singen sehen,
 Mit den schönen Kleidchen da.
 Ich möchte meiner Eltern Haus
 aufsuchen,
 wo ich kehrte lustig ein,
 wo ich sah die munteren Kinder,
 mit dem Kätzchen ganz allein.
 Edith W., 12 Jahre.

Wenn ich auf die Kirchturmspitze
 könnte,
 O, wie schön wär' das!
 Ich könnte alles sehen,
 Und wär' dem Himmel nahe.
 Die Leute wären wie die Zwerge,
 Der Strauch und Baum
 wie eine Blume,
 Und das Vöglein wär wie ein
 Käferlein,
 das auf der Blume sitzt.
 Ich würde die Glocken,
 Und das Vöglein in der Luft,
 Sie singen so lieblich und schön,
 Vielleicht würde ich sehen
 das Gebirge,
 Mit seinen weiten Tälern.
 Stephani D., 11 Jahre.

Der Leiermann

Kinderchen
 tanzen!
 und singen!
 Der Leiermann spielt!

Viel Kinderchen
 spielen,
 und geben
 ihm Geld!

Der Flieder
 der blüht!
 der Leiermann
 spielt
 kommt auch bald
 wieder
 und seine Lieder.

Elisabeth K., 9 Jahre.

Schon wieder spielt der
 Leiermann
 im Hof
 so schöne Lieder.

Wir sagen ihm dann leis
 ins Ohr,
 ach!
 komme doch
 bald wieder!

Ach komme doch, komme
 doch, komme
 doch
 Leiermann, und
 spiele die schönsten
 Lieder!

Wir sagen ihm dann leis
 ins Ohr,
 ach,
 komme recht bald wieder!

Klage einer Mutter um
 ihr krankes Kind

Eine Mutter saß am Bett,
 Bei ihrem kranken Kind.

Und war von Mitleid gerührt
 Und traurig gesinnt.

Ihr artiges Kind,
 Ihr kleinstes Kind.

Und draußen
 Der Tod
 Im Wind!

H. K., 12 Jahre.

1 Hildebrand

↓ G. ↓ 1 Groß
 ↓, 11/12 J.

als frühe und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schrittstellersches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Birtätigkeitsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen

anderen Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Armut zur Schau stellte, so leicht und dützig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurst zuzuschauten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenker Stammlokalen begegnet ist.

In einem weißen Bettchen
da liegt
ein krankes Kind

Es träumet von vielen Engelein,
die tragen es in den Himmel hinein
und singen ihm fromme Lieder.
Da endlich erwacht das Bübchen,
und lächelt zu seinem
Mütterchen und spricht:
»Ich habe geträumt von Engelein,
die trugen mich in den Himmel
hinein
und sangen mir schöne Lieder.

Margot P. /

Es träumt
im starken Fieber,
schaut auf
vor lauter Schmerz.

Da plötzlich
kam die Mutter
herein und fragt:
Was ist dir mein Herz?

~~Ohne Namen~~

Der Regenbogen

Ein Regenbogen am Himmel stand
Er stand grade über meinem
Heimatland.

Ich sah mir ihn an.
Ich zählte auch die Farben dann.

Es war ein schöner Regenbogen,
Das war nicht gelogen.

Dora R., 10 Jahre.

Die Hinterhäuser

Die armen Leute
ganz verlassen,
Sie wohnen in der
Großstadt Gassen.

Wenn einer das Leid dort
ertragen muß,

Gibt ihm der Tod bald
den leisen Kuß.

Hildegard N. / 1, 11. Jhr.

Ein kleines trauriges
Lied

Mein Kätzchen ist tot!
Mein Kätzchen ist tot!
Ach Gott, das ist ein Jammer,
In einer kleinen Kammer,
ist es verschieden.

Die Mutter sprach:
»Wein nicht so sehr,
und trauer nicht so sehr!
Das Kätzchen ist gestorben,
Du hast es gut geborgen,
In einem kühlen Blumengrab.«

Hlona V., 11 Jahre.

11 Jhr.

Hildegard K., 11 Jhr.

Aber man müßte eigentlich alle mitteilen. Es gibt noch etliche, die die Anschauung und Gefühlswelt der Wiegenlieder, der Wolken über unserer Stadt (die schon reine Lyrik sind), des Luftballonmannes, des Gänseblümchens, der Mond- und Kirchurphantasien, die Schermerut der Verse vom Leiermann, vom kranken Kind, von den armen Leuten und dem toten Kätzchen haben. Dies holde Gestammel von der Natur angerührter Herzen mit dem gereiften Ausdruck analoger Empfindungswelten vergleichen zu wollen, der in der heutigen deutschen Verskunst vorrätig ist, wäre Blasphemie. Es handelt sich hier nicht um Talent-, nur um Menschentumsproben, weshalb auch der Name

14

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Binführungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelährtes literar- und kunsthistorisches Wissen mit echt österreichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengezwede oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksarten

und er weiß heute nicht, ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zulauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksarten noch in seines Freundes Schienher Stammlokalen begegnet ist,

der Kinder, der die Urkundlichkeit ja erhöht, im Druck abgekürzt wurde. Aber die Absicht auf das Wesenhafte des Phänomens erlaubt einen anderen Vergleich. Den mit der Volkspoesie des südöstlichen Niederösterreich, als deren »anmutigste Blüten« die Reichspost — siehe den Aufsatz in Nr. 640—648 — der dortigen Kindesseele Verse wie diese abgepfückt hat:

»Bi bo, bi bo,
Ziach d' Kotz d' Haut o,
Häng's am Steck'n,
Loß verrecken,
Wirf's in Grob'n,
Daß alle Hund' schob'n.
Pfeiferl, geh, geh,
Sonst wirf i di in' Schnee,
Sonst wirf i di in-d' Schindagrab'n,
Daß da alle Hund' und Katz'n d' Darm auszahn.«

Oder:

»Rauchfangkehrer,
Suppenstierer,
Boandl-Beißer,
Hos'nz'reißer.«

Oder zum Neujahrstage, »an dem die Kleinen ihr Wunschlid singen dürfen«:

— — — — —
»I wünsch, i wünsch, i woas schon was,
Greif in den Säckel und gib ma was.«

Das »allgemein verbreitete Judenverschen« nicht zu vergessen:

»Jüdale, Jüdale, hepp, hepp, hepp,
Schweinefleisch, das macht's Jüdale fett!«

»Aus Kindern werden Erwachsene«; doch hier kann die Entscheidung nicht die sein, ob sie Dichter bleiben, sondern ob sie Totschläger oder Beutelschneider werden. Darüber entscheiden die Alten, die den Jungen das Zwitschern beigebracht haben. Gewiß, es spielt in einer sozial und darum zunächst auch kulturell tieferen Region, in der das Weltbild des Kindes über dem Straßengraben aufsteigt und wo die Sehnsucht, auf die Kirchturmspitze zu gelangen, rechtzeitig vom Katecheten im Keim erstickt und phraseologisch auf noch höhere Dinge abgelenkt wird,

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfindlichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter, trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich. Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zusauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenker Stammlokalen begegnet ist.

deren Unvorstellbarkeit die irdische Lage unfühlbar machen soll. Aber die Essenz dieses Grauens als »Volkspoesie« hegen, ist doch tief unter der Kultur, die sie präpariert hat. Mit etwas Erziehung zur Menschheit wäre auch in Niederösterreich die Lyrik zu fördern, die der Kindesseele allerwegen näher ist als der Literatur. Wie immer es dann vor der Lebensmeduse versteinert, es war etwas wie Erhebung zum reinen Menschenbild. Denn kein technischer Erfolg über die Natur vermöchte an ihr eigenstes Wunder hinanzureichen, daß mitten in der erwachsenen Welt der Mordskerle solche Halme sprießen.



als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Ansprache im griechischen Theater

Gesprochen vor »Wolkenkuckucksheim« am 13. Februar

Ich sehe mich leider genötigt, Ihnen eine Mitteilung zu machen, die Ihre Aufmerksamkeit auf etwas außerhatb des Vortrags lenken wird, ohne diese, wie ich mir's zutraue, von ihm abzulenken. Bestünde selbst solche Gefahr, so wäre es immer noch besser, durch die Eröffnung als durch die Tatsache, welche die Eröffnung eben verhindern will, ein störendes Nebeninteresse hervorzurufen. In der Pein, die die bloße Vorstellung der zu bannenden Möglichkeit mir auferlegt, gibt es keinen andern Ausweg, als Ihnen zu sagen, daß unter den neunhundert ehrlichen Menschen, die diesen Saal füllen, wahrscheinlich ein Schuft ist, der darauf lauert, zu wiederholen, was er in den beiden letzten Vorlesungen unternommen hat: nämlich eine sogenannte Stinkbombe loszulassen, was für die körperliche Sicherheit der Anwesenden eine weit geringere Gefahr bedeutet als unter Umständen für die seine und nur der Versuch ist, etwas von der unappetitlichen Atmosphäre unseres öffentlichen Lebens auf diese von mir als Inselwelt angesprochene Sphäre zu übertragen, »auf der doch nichts als die Verzweiflung an der umgebenden Schmach und Lüge laut wird«. Da sich die stinkende Niedertracht, bei der man nicht begreift, daß der Verüber nicht vor der eigenen moralischen Ausdünstung in Ohnmacht sinkt, in zwei Nestroy-Vorlesungen wiederholt hat, so ist der völlig unbegründete Verdacht aufgetaucht, daß es sich um die Repressalie einer beruflichen Wut über den Nachweis ihrer Impotenz an Nestroy handeln könnte. Nichts wäre absurder, da doch das Burgtheater ganz gut weiß, daß es die Leute, die Nestroy

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Falle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . .
und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die
und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatllicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus gläubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurst zuzuhetzten«. Hier fällt ihm wieder Hiermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

hören wollen, viel wirksamer als durch Schwefelwasserstoff durch die Aufführung des Lumpazivagabundus kirre machen kann und daß es weit gefährlicher ist, wenn sich die Zuhörer die Ohren als wenn sie sich die Nase zuhalten. Zudem lehrt die Erfahrung, daß die Attentate der Theaterwelt in der Regel nur solche der Gewinnsucht sind, gegen welche schon die Vorsicht schützt, daß sich das Publikum die Tasche zuhält. So hat gerade zur letzten Vorlesung ein Theaterklatschblatt die Gelegenheit benützt, um sich mit dem abgeschriebenen Programm an den Mann zu bringen und dem wohltätigen Zweck etwas zu seinen eigenen Gunsten zu entziehen, welcher karitativen Absicht ein für allemal ein Riegel vorgeschoben wurde. Nicht so leicht wird dies gegenüber dem Stinktief gelingen, das sich im Saal selbst etabliert hat. Wiewohl es sich also um eine Attacke auf zwei Nestroy-Vorlesungen handelt, möchte ich dennoch glauben, daß der Lump kein Bravo des theatralischen Mißvergnügens ist, sondern der Beauftragte einer der politischen Bestrebungen, deren Widerwärtigkeit eben zu dem Symbol greift, das ihnen die hochentwickelte Technik als Friedensübung zu Gebote stellt, ehe sie im Ernstfalle mit giftigen Gasen jenes Mütchen kühlen, welches der äußerste Superlativ der Feigheit ist. Der Name Kasmader dürfte hier wie in keinem andern Fall zu Ehren kommen. Indem ich Sie auf die Möglichkeit der neuerlichen Betätigung dieses Stinktiefs vorbereite, will ich Ihnen und ihm selbst die Beruhigung erteilen, daß ihm diesmal sowohl durch eine lebhafter interessierte und gut vertretene Polizei wie durch Ihre eigene Aufmerksamkeit das Handwerk erschwert ist, insbesondere aber auch durch meine direkte Ansprache an ihn, die ihn vielleicht so befangen macht, daß er sich nicht erst durch die Tat, sondern schon durch die Enthaltung verrät. Denn er kann nicht regungslos bleiben, wenn ich ihm sage, daß / 20

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Receptivität und Verfüngungskraft, die . . .
und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die
und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,
trug doch einen leichten Geruch heimathlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstern Gesichtern beide fürchtete Gedanken hegen«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten.

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauhzten«. Hier fällt ihm wieder Herrmann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist.

72) ~~er~~ ein Schuft ist! Ich apostrophiere ihn als den, der sich dreist mengt in jene Menschenwelle, die hier sich zum Theater drängt, wo Bank an Bank gedrängt sitzen u. s. w. Aber er wird sich diesmal täuschen. Und glaubt er fliehend zu entspringen, geflügelt sind wir da, die Schlingen ihm werfend um den flücht'gen Fuß, daß er zu Boden fallen muß. Wir wollen ihn bis zu den Schatten jagen und auch dort nicht frei geben. Lassen Sie der Gerechtigkeit diesen Lauf, aber beschmutzen Sie sich nicht selbst mit der Berührung eines Menschen, der Schwefelwasserstoff bei sich hat. Ich weiß, während ich dies sage, wünscht er sehnlichst, nie in diesen Raum geraten zu sein. Er wird es nie wieder, das soll uns genügen. Oder es geschieht ein Übriges, der schreckenbleiche Mund macht schnell den Schuldbewußten kund, dem ich durch diesen Zuspruch einen Schrei entlocke, vielleicht eine jener ~~Wiener Stimmen~~ — jeder Laut eine Stinkbombe —: »Ei, ei! Schau, schau! Sieh da, Timotheus!«

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . Und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochspanntes künstlerisches Willen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charne, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vorbereitenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatllicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mit allzu modern.

Doch gewöhnnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Würstl zuzuschauten«. Hier fällt ihm wieder Herrmann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist.

37

~~100~~
- 70 -
Vorlesung geb. T. he!

131

Kleiner Musikvereinsaal, 13. Januar, 7 Uhr:

Zum ersten Mal

Der konfuse Zauberer
oder

Treue und Flatterhaftigkeit

Original-Zauberspiel in vier Akten von Johann Nestroy

Musik von Adolf Müller sen.

(Nach der aus den Sammlungen der Stadt Wien ausnahmsweise zur Verfügung gestellten Handschrift der Partitur)

Bearbeitet vom Vortragenden

100
15

Personen:

Schmafu, ein Magier
 Eigensinn, ein Zauberer
 Die Treue
 Die Flatterhaftigkeit
 Erster } dienstbarer Geist des
 Zweiter } Eigensinn
 Dritter }
 Amoroso, Neffe des Schmafu
 Amanda, Nichte der Treue
 Die Melancholie
 Ein melancholischer Fiaker
 Anführer der Seeräuber
 Erster }
 Zweiter } Seeräuber
 Dritter }
 Konfusius Stockfisch, ein Seeräuber
 Wünschelrüd, eine alte Hexe
 Der Argwohn
 Die Eifersucht

Peppi, eine Nymphe
 Grund, ehemals Erdgeist, jetzt
 Kammerdiener bei Schmafu
 Lord Punschington, ein Engländer
 Miß Betty, seine Nichte
 Benoit Comifo, genannt Point
 d'honneur, Kunstreiter
 Amalie, seine Schwester
 Madame Comifo, seine Mutter
 Madame Klang, Singmeisterin
 Jean }
 Jacques } Bediente
 Ein kleiner Junge
 Dienstbare Geister des Eigensinn
 Nymphen, Genien, Amoretten
 und dienstbare Geister der
 Treue
 Seeräuber, Bediente

100

(Die Handlung spielt teils auf, teils bei verschiedenen Zauberschlossern, teils in einer großen Stadt.)

Begleitung: Dr. Viktor Junk

Der volle Ertrag (inkl. Programmierlös): K 5,671.300 für das Ottakringer Mütterheim (Bund für Mutterschutz, Wien, VII., Mariahilferstraße 12), für die in größter Not lebende ehemalige Schauspielerin Helene Odilon und andere Unterstützungsbedürftige.

Auf der Rückseite des Programms:

Die Erstaufführung dieses vor »Lumpazivagabundus« entstandenen Stückes hat am 26. September 1832 im Theater an

20 von Typen 2 100 000 von H. R. für
 Helene Odilon
 max. 100 000

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsvermögen im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine so liter überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mit alizu modern.

Doch gewöhnnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897.« Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zupaunchten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

der Wien stattgefunden, mit Nestroy als Schmafu, Scholz als Konfusius, Carl als Comifo, Stahl als Eigensinn, Dlle Planer als Treue, Dlle Zöllner als Flatterhaftigkeit und Dlle Condorussi als Nymphe Peppi. Einer der Kritiker, die — im Gegensatz zu dem sonst höheren Niveau damaliger Theaterbetrachtung — immerhin schon als Vorläufer der heutigen Niedrigkeit angesprochen werden können, schrieb lapidar: »Es fehlt Herrn Nestroy nicht an einer gewissen Gattung von Witz, aber wohl am Dichtergeist. Er wird mir die Erklärung dieses Satzes erlassen.« Da es Nestroy getan hat, hat die Welt bis heute nicht die volle Wahrheit über ihn erfahren, mit deren Verbergung solch aufgeplustertes Federvieh noch eine besondere Gnade zu betätigen scheint. Tatsächlich wäre keiner dieser Gesellen, die die Rache der Inferiorität auf den Richterstuhl gesetzt hat, imstande, die ihm erlassene Begründung seiner Banalitäten zu stottern, wenn ihm das in contumaciam abgeurteilte Genie Aug in Aug gegenüberstände. Es war schon im Wiener Vormärz so, daß eben diejenigen, welche keine Meinung hatten, das Amt hatten, sie auszusprechen und durch das gedruckte Diktat der Bosheit an den Unverstand dem reichsten Wert an Menschsein und Geisthaben Leben und Wirken zu vergällen. Welche Wohltat daneben die fortschrittliche Erfindung des Totschweigens bedeutet, das zu erklären bleibe wieder mir erlassen. Jedenfalls kann man sagen, daß das Maß anerkennenden Verständnisses, welches die Kritik, natürlich auch die der Literaturgeschichte, und vielfach das Publikum namentlich für die ersten Werke Nestroys übrig hatte — also wo das Urteil nicht geradezu ein Exzeß der Abwehr gewesen ist —, am richtigsten mit dem kostbaren Wort aus dem »Konfusen Zauberer« bezeichnet wird: »Das ist grad so viel, als wenn man einem Walfisch eine Biskoten gibt.« Mir erscheint es unfassbar, daß eine Wortkraft, die nie besser bestanden hat als in eben dieser Periode der Durchfälle und mittleren Erfolge, vor solcher Schwerhörigkeit der Zeit und in den Erniedrigungen der Theater- und Preßkabaln überhaupt am Werke sein und bleiben konnte. Kein Teilhaber dieser Ahnungslosigkeit hat damals mehr als den Situationsspaß erkannt, über den sich selbst diese Gehirne zuweilen erhaben dünkten, ohne zu ahnen, was sie da alles nicht verstanden. Seitdem ich Nestroy kenne, ist mir dieses Zauberstück als eines der in ihrer Leichtigkeit und Luftigkeit gewichtigsten erschienen, um der Fülle der Beweise willen, wie da die Charakterzeichnung alles vom Wort empfängt, um ihm nichts schuldig zu bleiben, und jeder Satz förmlich die Kugel ist, die durch die Figur in die Welt schlägt, ungeachtet dessen, was die erhabene Mittelmäßigkeit des Verstandes gegen alles Beiläufige, gegen jene gewollte oder ungewollte Unwahrscheinlichkeit der vom Witz geführten

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verdünnungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vorbereitenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Pichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunsthistorisches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897.« Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstestem Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppenbater dem Wurstel zuzuschauten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

und irgendeinmal verlassenen Handlung einwenden mag, die doch schließlich die Unglaubhaftigkeit der Theaterwelt geziemend bestätigt. Ein Sätzchen wie das von dem als Kunstreiter verkleideten Konfusius gesprochene — die Flatterhaftigkeit sagt: »Stürmischer! So küssen Sie«, sie reicht ihm die Hand, er mit einem »Nur her damit« beißt sie, »Au weh! Was tun S' denn? Sie haben mich ja in die Hand gebissen«, darauf er: »O, was vermag die Liebe nicht« — dergleichen war ein in der Fülle der Wortwerte und an die Leere der Empfängerschaft verlorenes Wunder. (Es wird sogleich aktuell: noch mit ihm befaßt, fällt mein Blick auf die Gerichtssaalnotiz von dem »Bissigen Kuß«, dessen Spender sich aber nicht gerade mit einem Sinnenrausch ausgedet hat.) Und man wird in der deutschen Humorliteratur vergebens nach einem Vergleichsstück von dem phantastischen Witz suchen der kleinen Szene des »melancholischen Fiakers«, in der das ganze Vokabular dieser durch die Wiener Zeiten beruhenden Gainersphäre in Schmerzensrufe aus tiefster Seelenumnachtung verwandelt scheint und die Wurzerei gleichsam einen Trauerllor trägt. Mit einem übersinnlichen Humor, dessen Wahrheit das geschaute Zerrgesicht der Wirklichkeit und dessen Tiefe die Grundlosigkeit des Lebens vorstellt, ist, was sich da in der Ansprache an Mensch und Pferd nur begeben kann — bis auf das schließliche »Hiö!« —, in der Menschheit ganzen Jammer einbezogen, wozu noch eine »Trauermusik mit Posaunen« das ihrige tut. Aber jede Zeile in diesem Zauberspiel war mir längst zum Liebling geworden, und nur die Schwierigkeit der musikalischen Zurüstung — bei dem irigen Glauben, daß die Originalmusik verloren sei — hat in der vielfachen Bedrängnis meiner Arbeit dem Wunsch, das Stück vorzulesen, die Erfüllung verzögert. Nun ist aber der alte Eindruck durch ein literarisches Ereignis bestärkt und bereichert worden. Die Veröffentlichung des bisher ungedruckten zweiten Stückes Nestroys »Der Tod am Hochzeitstag oder Mann, Frau, Kind« (1829) — durch die sich die Herausgeber der neuen Sammlung ein Verdienst erworben haben, das noch größer wäre, wenn sie zugleich mit dem Werk auch dessen offenbaren Zusammenhang mit dem »Konfuzen Zauberer« entdeckt hätten — hat mich angeregt, diesen einer Bearbeitung zu unterziehen, um in sie auch die vielen herrlichen Sätze einzupflanzen, die Nestroy aus dem oft wörtlich wiederholten Dialog der Vorarbeit nicht übernommen hat. Ich könnte wohl genau die Wegscheide bezeichnen, an der der Selbstbearbeiter sich jeweils von solchen Schätzen trennen zu müssen geglaubt hat, vor die sichtbare Unmöglichkeit gestellt, sie der äußerlich veränderten Handlung, die auch das Motiv des Traums durch das der Zauberei ersetzt, der veränderten Situation, ja dem nuancierten Charakter der Gestalt

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fälle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verfüngskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charne, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwälzende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunsts geschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mit allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppenheater dem Würstl zijauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schienher Stammlokalen begegnet ist,

eben an der gegebenen Stelle anzupassen. Er mag es für den Theatergebrauch nicht so wichtig genommen haben, wie für die geistige Sache Nestroys der spätere Bearbeiter, dem, ohne die geringste Beschädigung dramatischen Gutes und mit dem Recht gegenüber einem Original, das selbst die Übernahme von etwa vierzig Dialogseiten zugibt, binnen kürzester Zeit gelungen ist, noch die unvergleichliche Fülle von zehn zu bergen. Dadurch ist es, freilich mit einer Teilung in vier statt in drei Akte, ermöglicht worden, die Episoden der Familie des Kunstreiters Comifo (dessen Verwandlung aus dem besseren Namen Point d'honneur nicht rückgängig, doch im Personenverzeichnis geltend gemacht werden durfte) in ihrer ganzen Kostbarkeit eines gewendeten Schiller- und Clavigo-Pathos zu erhalten. Die Bearbeitung bedeutet mit geringfügigen, stilgetreuen Überleitungen, die notwendig wurden, einen weit gelinderen Eingriff als die verkürzende der »Nachtwandler«. Das Quodlibet-Duett wurde textlich nur zum Teil verwendet und da es in der Partitur bloß als Fragment vorkommt, nach Angabe des Vortragenden musikalisch fortgesetzt, dem im Übrigen — vor allem an dem merkwürdigen Kuplet des Schmafä — die von der späteren Originalmusik enttäuschte Hoffnung erfüllt wurde, daß sie fast Ton für Ton mit der eigenen akustischen Vorstellung dieser versunkenen Welt der Liebenswürdigen übereinstimmt. Jenes Kuplet (mit dem Refrain: »Mit Gewalt muß der Mensch melancholisch da wer'n«) ist mit Zusatzstrophen versehen worden, die wie immer bloß der eigenen hörenden und lesenden Publizität des Verfassers vorbehalten sind und, als eine wenngleich stilgerechte Veränderung der zensurgedrungen unblutigeren Aktualität der Nestroywelt, in einer Ausgabe der Bearbeitung höchstens als deren Anhang Platz finden dürften, wie sie ja auch kaum dem Mund eines Schauspielers anvertraut werden könnten. Daß es gelingen sollte, die Originalmusik, die ganz von der Frische und Lieblichkeit der ersten Begleitungen Adolf Müllers Bewußtsein in der unholden Epoche, in der jede musikalische Erleichterung des Lebens ein Lustmord aus Gewinnsucht ist. Wie denn überhaupt die Arbeit an diesem verschollenen Nestroywerk, von dem Augenblick des Entschlusses an, eine wenn auch noch so anstrengende Erholung war von jener, die ich soeben im Dienst der Pflicht beendet hatte, den größten österreichischen Dichter gegen den barbarischen Zugriff dieser theatralischen Gegenwart zu schützen. Zum Glück wäre zwar nicht die Talentlosigkeit, aber die Unzulänglichkeit der materiellen Mittel imstande, einen der jetzt nestroywütigen Theatergeschäftsinhaber von dem Versuch zurückzuhalten, dem ausstattungsreichen Zauberspiel den Zauber auszutreiben.

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verfüngskraft, die . . . und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsvermögen im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter, trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich. Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre.

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide fürchtete Gedanken hegen«. Das war durchaus gläubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wursti zulauchten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenker Stammlokalen begegnet ist,

Werbung!

Zum Couplet des Schmaif:

— Papstprophet —

Doch gibt es ja Gottseidank außer ein' Weib
 In den heutigen Zeiten auch sonst Zeitvertreib.
 Man kann sich bei Tag und bei Nacht jetzt zerstreu'n
 Und sich täglich zweimal seines Lebens erfreu'n.
 Die Welt steht am Kopf und der Papst hat a Freud'
 Und gesagt hat er's einem von unsere Leut'.
 Man muß sich's nur vorstell'n, so vergißt man es nie —
 Die freie Presse befreit von der Melancholie.

1 F. (??)

Jodler.

(Die Melancholie steigt herauf.)

Drum les' ich die Zeitung; doch ich geh' in kein Stuck,
 Sonst kommt mir die Melancholie wieder z'ruck.
 Sitz' ich im Theater, da is alles umsonst —
 So Theater zu spielen, das is schon eine Kunst.
 Jetzt spiel'n s' ohne Kulissen; denn ohne Talent
 Sie spielen zu sehn, das war man schon g'wöhnt.
 Im Bühnenraum fallen sie durch und darum
 Drehn sie ihn halt spielend in a Raumbühne um.
 Das Kulturgwandl g'wendet, is als a Ganzer kein Rock,
 Aber die Zeit hat ihre Kunst halt und die Zeitung ihr'n Schmock.
 Nach allem, was ich von dem Zauber gehört,
 Soll er faul sein: die Herrschaften zaubern verkehrt.
 Das is nix für mich, nein vor so was mir graust
 Und ich bin ja ein Magier auf eigene Faust.
 Doch zum Nestroy ins Burgtheater — glaub'n S', da geh ich gern?
 Mit Gewalt muß der Mensch melancholisch dort wer'n!

Trauerjodler.

(Die Melancholie versinkt.)

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokale begegnet ist,

Doch das politische Theater reißt mich wieder 'raus —
 Da kann ich mich kugeln, da spend' ich Applaus!
 Da gibts noch a Hetz', da bedrückt uns kein Weh/ /!
 Und im rechten Moment haben s' die rechte Idee.
 Is die Republik betteltutti, da wissen s' ein' Trost:
 Sie geben ihr ganz einfach die Habsburger in Kost.
 Da pumpert mein Herz, ich kann gar nicht sagen wie/ /-
 Sehn S', der Seipel saniert von der Melancholie!

Jodler.

(Die Melancholie steigt herauf.)



Mir wird konfus bei dem Zauber und wenn auf die Republik
 Fällt mein Blick, kommt mir gleich die Melancholie wieder z'rück. /!
 Ich denk' mir, dafür hat's einen Weltkrieg gegeben /!
 Sie wollen, was sie erlebt hab'n, halt wiederum erleben.
 Den aufg'wärmten Kaiserschmarrn möchten s' noch einmal essen,
 Aber daß er ihnen im Magen lag, das hab'n sie vergessen.
 Ja, die Weisheit der Welt an dem Grundsatz sich spießt:
 Aufs Gehabte gibt der Jud nix, dafür aber der Christ. 2
 Zur Freiheit, sag'n s' selber, (sie) sind halt noch nicht reif,
 Und ich muß offen gestehn, daß ich den Stolz nicht begreif'.
 Denn ich glaub' halt und ich bin es zu sagen so frei:
 Sie sind nicht einmal reif ~~genug~~ zur Sklaverei. 4 noch
 Durch Schaden werd'n s' dumm, können vom Krieg nicht g'nug
 kriegen/ /!
 Und das Volk, sagt der Nestroy, is ein Ries' in der Wieg'n.
 Und der braucht einen Knirps halt zu seinem Herrn.
 Mit Gewalt muß der Mensch melancholisch da wer'n!

Trauerjodler.

(Die Melancholie versinkt.)

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegen«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Trotz allem, ich g'freu mich, 's wird alles wie früher,
 Der Tod und die Not waren schlechte Erzieher.
 Zu was brauchen wir diese republikanischen Faxen?
 So lass' *cu* mir dem Doppelaar die Flügel'n halt wachsen!
 's is allerhöchste Zeit, daß er dasteht wiar a Phönix.
 Die hier harr'n des Kaisers, die drüben des Königs.
 Krieg'n mr erst diesen Schirm wieder, is mit'n Mieterschutz aus
 Und bei die Hausherrn da ~~ziagt~~ die Melancholie aus dem Haus.

H. v. H. v. m.

Jodler.

(Die Melancholie steigt herauf.)

Doch auf einmal verstummt nun das Freudengeschrei:
 Der Wirt hat die Rechnung g'macht ohne die Partei/
 Die blast ihm zum Rückzug und feuert Decharge /!
 Und statt'n Doppleradlermarsch spiel'n s' den Zinsgeiermarsch.
 Statt mit dem Friedenszins friedlich herauszurucken,
 Werden die Pultdeckel geschlagen als wie eine Brucken,
 Daß in dem Schlachtengetös vergeht Hören und Sehn
 Selbst dem edlen Ritter dem Prinz Vogoen.
 Und mit Trommeln und Pfeifen, Trompeten und Tschinell'n
 Spiel'n s' besser als die beste Militärkapell'n.
 Die alte Musik war zur Begleitung der Toten/
 Den Lebendigen spiel'n s' auf nach ganz anderen Noten. /;
 Denn die woll'n nix, als daß zu des Vaterlands Ehren
 Die Mütter auch ferner in Schmerzen gebären
 Und der Zins sei erhöht an Gut und an Bluf.
 Nein, da wird selbst dem Teufel melancholisch zu Mut!

Trauerjodler.

(Die Melancholie versinkt.)

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Bläst man manchmal auch Trübsal in dem Land aus Passion,
 So pfeift's doch auch wieder aus ein' ganz andern Ton.
 Da gibt man den Glauben an den Staat noch nicht auf,
 Denn der hat a Justiz und die nimmt ihren Lauf.
 Sie ruckt aus, von die großen Dieb' einen zu hängen —
 Nein, da woll'n wir uns nicht in die Amtshandlung mengen!
 Zwar, grad wie's ihn fangen woll'n, is er auf und davon,
 Aber wann er ~~zürück~~ kommt, da kriegen s' ihn schon.

HA H. G. G. G.

Jodier.

(Die Melancholie steigt herauf.)

Ja, ein Frauenzimmer gibt es, die kenn' ich vor allen,
 Die is eine G'fallene, aber mir tut's nicht gefallen.
 Denn sie is dem nur zu G'fallen, der von Rang und von Macht,
 Und ich glaub', sie geht unbefugt aus bei der Nacht.
 Sie ist nicht sehr schön und ist längst schon kein Kind,
 Aber sie spielt blinde Kuh und hat vor d'Augen a Bind'.
 Mit die Großen spielt s' Fangerl, aber die Kleinen tut s' fangen/ |i
 Manch ein Fuß bleibt jetzt frei, manche Hand hat heut Spangen.
 »Ohne Ansehn der Person« — das is reiner Hohn,
 Man sieht bloß, ohne Ansehn steht s' da, die Person!
 Seh' ich, wie sie's treibt im Namen der Republik,
 Da kommt mir die Monarchie wieder z'rück.
 Und der Castiglioni kommt z'rück und 's is alles geführt
 Und sie sagen Hab' die Ehre, wem Ehre gebührt,
 Und der Staat kann ihn gern hab'n, wie er ihn hat gern.
 Mit Gewalt muß der Mensch patriotisch da wer'n!

Trauerjodler.

Die Melancholie versinkt. Schmafu ab.

Zum Couplet des Konfusius, das nur in der ersten Vorlesung enthalten war:

Wer ewig sich bindet, der werde geprüft,
 Doch die Völkertreu' wird ausgebaut und vertieft.
 Sie gehn in den Weltkrieg gemeinsam z'erst und
 Sie gehn dann auch Schulter an Schulter zu Grund.
 Und selbstlos sagt jed's, schuld der andere sei.
 Meiner Treu, es geht nix über d' Nibelungentreu'.

** * ** *HA HA*

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstern Gesichtern beide törichte Gedanken hegen«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

V. r. 49 46
 Ebenda, 1. Februar, 7 Uhr:

(Nestroy-Zyklus) Der Talisman, Posse mit Gesang in drei Akten von Johann Nestroy. Musik von Adolf Müller sen. und nach Angabe des Vortragenden.

Begleitung: Dr. Viktor Junk.

Auf dem Programm:

Die erste Aufführung des »Talisman« hat am 16. Dezember 1840 im Theater an der Wien mit Nestroy als Titus und Scholz als Spund stattgefunden.

Von der Originalmusik, die für den ersten Vortrag (als die fälschliche Vermutung bestand, daß die Müller'schen Partituren verschollen seien) nur bruchstückweise zu beschaffen war, sind bloß das Entree des Titus und das Lied der Salome übernommen. Die Chöre waren nach Angabe des Vortragenden, die Couplets »Ja, die Zeit ändert viel« und »Da hab' i schon g'nur«, welche neue Zusatzstrophen enthalten, sind diesmal (von Viktor Junk) neu komponiert worden. Das Quodlibet ist wie in den bisherigen Vorträgen gestrichen.

Der volle Ertrag (inkl. Programmerrlös): K 5,251.100 für das Landerziehungsheim Obritzberg der »Bereitschaft«, für die Armen des XII. Bezirkes (Aktion der Bezirksvertretung) und für Unterstützungsbedürftige.

Von »Ja, die Zeit ändert viel« außer 4 Originalstrophen und 2 gedruckten Zusatzstrophen die neuen:

Wie der Mortimer einst vor den Papst ist getreten,
 Da verging ihm Hören und Sehen und Beten.
 Wie ward ihm bei diesem besondern Begegnen,
 als jener daherkam, die Völker zu segnen!
 Doch er hat sich derfangen und mit Interesse
 las ich neulich seinen Bericht in der Presse.
 Denn die hat ja Gelegenheit beim Papst, wann sie will.
 Ja, die Zeit ändert viel.

47

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfindlichkeit und Einfühlungsvermögen im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch helmatischer Mundart an sich. Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Ämmt zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosensparterre, — also wie was? Bitte entscheiden! er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus gläubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »heutzutage freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zuzuschauen«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenker Stammlokalen begegnet ist,

- 47

Ich denk's noch, es hat eine Zeit einst gegeben,
 da konnte man auch ein Theater erleben.
 Längst ausgeträumt ist heute der Traum,
 selbst nicht für'n Schlaf hat die Raumbühne Raum.
 Galgen und Radio sind der Sprache errichtet
 und kein Ohr vernimmt, was der Goethe gedichtet.
 Der Zeit ihre Kunst, die die Herzen erfreut!
 G'hört ihr schon, der Zeit.

Ich hab' in mei'n Leben viel Kämpfe geführt
 und hab' die Feinde nicht vor den Feinden blamiert.
 Was kann die satirische Mühe denn nutzen?
 Im nächsten Krieg wird die Schalek den Graben ausputzen.
 Nur die bleiben g'sund, die das Wort umgebracht,
 als Spiegelmensch jeder ins Fäustchen sich lacht.
 Sie leben, sie treiben, sie schreiben ihren Stil —
 meiner ändert nicht viel.

Die Zeit ändert nix, dazu hat sie ka Zeit.
 Drum änder' ich, was damals gesungen, für heut'.
 Heut' sah' auch der Nestroy nur alles verschandelt
 und nichts hätt' sich außer'm Couplet ihm verwandelt.
 Unverändert die Dummheit, nur schwarz umrändert,
 hier schwarzgelb und dort schwarzweißrot bebändert.
 Eh die Zeit mich totschrägt, hab' ich eine Freud':
 ich vertreib' mir die Zeit!

25

(wie mit 5 Strophen?)
 selbständig ist keine
 Handsetzung ein (Gottmann?)

Von »Da hab' i schon g'nur« außer 2 Originalstropfen
 und 6 gedruckten Zusatzstropfen (mit Änderung des Refrains
 der »Kreuzel«-Strophe, Worte in Versen VII: »Und da krieg'n s'
 schon g'nur.«) die neuen:

Wie soll man das neue Geld titulieren?
 Die Krone? Gott beschütze! Den Frank? Nicht anrühren!
 Vielleicht Ostmark? Bei Wotan, da faßt mich ein Graus,
 da gibt die Nationalbank kein Papiergeld heraus.
 Ein' Stüber! Da halt' ich Tasche und Nas'n mir zu!
 Da hab' i am Namen schon g'nur!

1 Jahr zur!

Seite 41 zur. Wäre fast...
 selbst...
 ganz...
 mit...
 ganz...

48

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schmitzstellartiges Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer anderordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter, trug doch einen leichten Geruch heimathlicher Mundart an sich. Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparfüm,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mit allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte dergleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinstießen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Würstl zuzuschauten«. Hier fällt ihm wieder Herrmann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenker Stammlokalen begegnet ist.

4
— 78 —

Jetzt hat er uns ganz schon saniert, das is g'scheit
und das freut seine Leut' und auch unsere Leut'
Er hat es bis heut' so erfolgreich betrieben,
daß ihm zum Sanieren nix übrig geblieben.
So saniert er die Seel'n noch in einer Tour.
Aber jetzt hätt' ma g'nur!

Das Letzte, was uns nach dem Weltkrieg geblieben,
Die Ehre, die hab'n wir dem Teufel verschrieben.
Der lacht sich in Genf seinen Buckel voll:
tu felix Austria stehst unter Kontroll'.
Jetzt tut s' auf die Herrn aller Länder harr'n —
und kriegt erst einen Schmarr'n.

Sitzt wo ein Paar in ~~ein~~ Separee, N
da is ganz gewiß die Polizei in der Näh.
Hat ein Madl geliebt, und sie fürchtet die Schand',
so is der Staatsanwalt gleich bei der Hand.
Rauben s' 'n Staat als a ganzer, macht die Augen er zfl. / ur
Denn das is wirkli net g'nur! Lur

ein
Sperre

Wenn ich in der Wöch'n recht aufhauerisch war,
Dann bet' ich am Sonntag aus'n Journal mit dem Bahr.
Gegen den is der heilige Franziskus ein Schmock
und ich glaub' selbst an die Renaissance vom Barock.
Und Dorfkirchl schaut ihm halt alleweil zfl — / ur
und hat no net g'nur! Lur

Am Abend wird g'spielt, wenn niemand im Haus gleich,
bei Tag, da is Ausgleich, mit die Theater is aus gleich.
Die Theaternubrik handelt von Gerichtssaalsachen,
das Publikum kriegt keinen Schlaf bei dem Krachen.
Ich bitt', sperren S' etwas geräuschloser zfl / ur.
Denn jetzt sind schon g'nur! H ur!

ur

Er übertrifft ganz gewiß seine Vorgänger weit,
Frau Fanto trägt ein Ecu-Creme-Crepe-Souplekleid.
Sie sind alle erschienen, die Niedern und Oberrn,
die Jugend will sich das Tanzrecht erobern.
Der Präsident der Concordia ist ein kreuzlustiger Bua.
Der hat no net gnua!

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einbildungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter, trug doch einen leichten Geuch heimathlicher Mundart an sich. Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mit allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Darum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«, Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus gläubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »heutziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zuzuschauen«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenker Stammlokalen begegnet ist,

- 49 -

Der Richard Strauß gilt als Wiens größte Geisteserscheinung;
darüber hab' ich meine eigene Meinung.
Von mir heißt's, ich hab' nix und bild' mir was ein,
als möchte von mir das »Schlagobers« sein.
Oder als wär' ich gar Hausherr im Belvedere.
Ja, da häti' ich mehr!

Ein Liebling entschließt sich, einen Vortrag zu halten.
Das is nicht so leicht, hic Rhodus hic Salten!
Da läßt sich gewiß gewinnen viel Ehr'.
Doch g'hören a paar Leut' halt ins Stehparterre.
Zwei Grenadiere zogen zu eim Rendezvous.
No is das net g'nur?

Zweihundert Vorträge hab' ich gehalten:
das ging nicht hinein in die Zeitungsspalten.
Das Schweigen war das beredteste Zeugnis,
sie war'n ja nur sprachlos vor dem Ereignis.
Was? Tot geschwiegen? Gar keine Spur:
Zweihundert is g'nur.

Kleiner Konzerthausaal, 25. Januar, 7 Uhr:

Vorwort zu »Literatur«. — Literatur oder Man wird doch
da sehn. Magische Operette in zwei Teilen. (Musik nach Angabe des
Verfassers.)

Im Personenverzeichnis: »Eine Bacchantin« (neu). Auf dem
Programm die Mitteilung, daß der Text des Vortrags etliche
Striche und Zusätze aufweist, und Abdruck der Gegenüberstellung:
1913 und 1920.

Ein Teil des Ertrags (inkl. Programmerlös): K 749.200 für
die Armen des XII. Bezirkes (Aktion der Bezirksvertretung).

Festsaal des Ingenieur- und Architekten-Vereines, 7. Februar,
7 Uhr:

Nestroy-Zyklus II. Weder Lorbeerbaum noch Bettel-
stab, Parodierende Posse mit Gesang in drei Abteilungen von
Johann Nestroy. Musik von Mechtild Lichnowsky.

Begleitung: Dr. Viktor Junk.

Der volle Ertrag (inkl. Programmerlös): K 5,214.900 für das
Elisabeth-Heim für Kriegswaisen, Lehrlingmädchen und Arbeiterinnen

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fälle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verfüngungskraft, die . . . und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charms, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimathlicher Mundart an sich. Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre, — also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern. Doch gewöhnliche sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »Wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder huzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstel zuzuschauten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist.

(II. Leopoldgasse 15), die Jüdische Jugendfürsorge (I. Seitenstettengasse 2) und für Unterstützungsbedürftige.

Auf dem Programm die erste der Notizen vom 4. Dezember 1922 und als Nachtrag:

Und wie sich im Vergleich mit der fälschlich für verschollen gehaltenen, aber in den städtischen Sammlungen aufbewahrten Adolf Müller'schen Partitur inzwischen herausgestellt hat, bleibt diese hinter der neuen Musik eben darin (in der Echtheit der Zeitstimmung) weit zurück.

*

Mittlerer Konzerthausaal, 8. Februar, 7 Uhr:

Nestroy-Zyklus III. Der konfuse Zauberer, Original-Zauberspiel in vier Akten von Johann Nestroy. Musik von Adolf Müller sen. Bearbeitet vom Vortragenden. (Mit neuen Strophen).

Begleitung: Dr. Viktor Junk.

Zu ermäßigten Preisen. — Der volle Ertrag (inkl. Programm-erlös): K 5,229.000 für das Heim für blinde Mädchen (II. Darwin-gasse 5), die Freiwillige Rettungsgesellschaft, den Wiener Tierschutzverein und für Unterstützungsbedürftige.

Auf dem Programm die Notiz vom 13. Januar.

*

Ebenda, 13. Februar, 7 Uhr:

Ansprache im griechischen Theater. — Wolkenkuckucks-heim, phantastisches Versspiel in drei Akten. Begleitmusik nach Angabe des Vortragenden. Ouverture und in den Zwischenakten: Offenbachs »Orpheus in der Unterwelt« (Dr. Viktor Junk).

[Für den Vortrag sind einige Striche in der Buchausgabe vor-genommen worden]

Zu ermäßigten Preisen. — Ein Teil des Ertrags (inkl. Programm-erlös): K 655.200 für die Opfer von Grünbäch.

*

Festsaal des Ingenieur- und Architektenvereines, 21. Februar, 7 Uhr:

I. Raimund: Der Alpenkönig und der Menschen- feind 17, 11 bis 21.

II. Raimund: Hobblied / Nestroy: Das Lied von der Chimäre / Detlev v. Liliencron: Festnacht und Frühgang; Die betrunkenen Bauern; Zwei Meilen Trab / Peter Altenberg: Die Maus / Frank Wedekind: Das Lied vom armen Kind; Die Hunde; Der Zoologe von Berlin / Karl Kraus: Die Ballade vom Papagei / Schiller: Die Kraniche des Ibykus.

III. Traumstück.

Begleitung: Dr. Viktor Junk.

Die größere Hälfte des Ertrags (inklusive Programm-erlös und eine Spende von K 100.000 unter der Chiffre »K«): K 4,197.000 für die »Bereitschaft« und für Unterstützungsbedürftige.

*

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

81

Mittlerer Konzerthausaal, 25. Februar, 7 Uhr:

I. Zu Ferdinand Lassalles hundertstem Geburtstag (11. April 1925):
Aus der Rede über die Presse (1863). Mit Vorbemerkung. — Aus:
Ein christlicher Dreh. — Ich werde sterben und es nicht erfahren /
Die Thespis / Moissi / Unruh / Der Junggeselle / Aus dem Deutschen /
Aus dem Ungarischen (1914) / Bitte, was ist das / Ausgerechnet.

II. Die Schalek in Japan (Bearbeitung von »Die Schalek in Japan« und »O dieser Kawado!«)

III. Hafis und Sophokles auf dem Concordiaball oder: Ein Gedanken-austausch. — Eine Zusage. — Wien (mit der anschließenden Vorbemerkung: / Und eben jenem glücklichen Wien, dem nur diese »Stunde« schlägt, habe ich anlässlich einer monarchistischen Demonstration das Folgende gewidmet)

Ein Teil des Ertrags (inklusive Programmierlös): K für die Opfer von Grünbach und für den Verband der Kriegsblinden Österreichs.

Auf dem Programm dieses und des vorangegangenen Abends:

Termine späterer Vorlesungen können wegen Abreise erst im April festgesetzt werden.

Seit Januar wurden die folgenden Beträge abgeführt:

Dem Landeserziehungsheim »Obrtzeberg« der »Bereitschaft« (Abonnement-Reste und Erlös aus Rezensionsexemplaren) K 160.100.

Der Gesellschaft der Freunde für Photographien K

Dem Verband der Kriegsblinden Österreichs (11. Abrechnung »Das Notwendige und das Überflüssige«) K

Dem Arbeiterverein »Kinderfreunde« (5. Abrechnung »Die Ballade vom Papagei«) K

Dem israelitischen Blindeninstitut Hohe Warte (durch H. J., Prag »Dem Andenken P. A.'s.«) 20 ö K, (unter der Chiffre: »Dem Andenken des großen Hundes . . .«) 30 = K

Der Deutschen Nothilfe als Reingewinn eines Vortrags Ludwig Wüllner in Berlin (»Worte in Versen«, »Traumstück«) M 92 = K 1,527.200.

Einer schwerkranken und notleidenden Frau (Spende »K.«) K 500.000.

Diversen Zwecken K 157.000.

Notleidenden in Innsbruck: durch den Verlag des »Brenner« unter der Chiffre »Karl Kraus« (letzter Ausweis in Nr. 640—648): K 3,450.000.

Von dem Ertrag der Vorlesungen 13., 25. Januar, 1., 7., 8., 13., 21., 25. Februar an die unter den Programm-Notizen angegebenen Zwecke: K

Gesamtsumme seit Mitte Juli 1922: K

L an „fina
Juni 1925“

(K. J. J.)

L 300.000

L 171.000

L 135.000

H 102

(Lief.
Nr.)

+

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit, im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

(Kauf
und
Vorlesung)

Ein amerikanisches Urteil über die Fackel

Die Aufsätze der New Yorker Volkszeitung (29. Juni und 6. Juli 1924), deren Zitierung in Nr. 657—667 für das folgende Heft/ angekündigt wurde, aber bisher nicht erschienen konnte, lauten:

— Käufler
— folgen

Karl Kraus

Umriss zu einem Charakterbild

Von James Fuchs

I.

Namen und Sendung des Dichters der »Letzten Tage der Menschheit« waren den deutschen Arbeitern New Yorks bis zur Max Montor-Vorlesung der »Letzten Nacht« im Herbst 1923 völlig unbekannt* — dann erwachte mit einem Schlag ein Interesse an diesem außerordentlichen Menschen, das bis heute in unverminderter Stärke fortbesteht. Meine Bekannten in deutsch-züngigen Arbeiterkreisen bestürmten mich mit Anfragen: Wer ist Karl Kraus, und worin besteht sein Lebenswerk und seine Bedeutung?

H. 11.

Ich unterfange mich einer Antwort in Gestalt einer Charakter-Skizze öffentlich, nach langem Zögern, nicht etwa weil ich ein gut informierter Auskunftgeber bin, sondern weil es an einem besser informierten mangelt. Handelt es sich um den Lebenslauf und die Früharbeiten des Dichters und Publizisten Kraus, so kann sich meine Ignoranz mit der meiner Freunde in deutsch-amerikanischen Arbeiterkreisen beinahe messen. Der der deutschen Literatur durch harte Lebensschicksale Entfremdete, zu ihm in gereifterem Alter Zurückkehrende ist ein landläufiger amerikanischer Typus. Ich erzähle also meinen Lesern nichts Absonderliches, wenn ich im Eingang meiner Skizze und zur Entschuldigung ihrer fragwürdigen Lebensähnlichkeit auf den Umstand verweise, daß ich in dem Jahrzehnt vor Kriegsausbruch in 1914 fast gar kein Deutsch las, sprach oder schrieb. Seit 1922 bin ich Abonnent der Wiener Arbeiter-Zeitung, in der die Vorlesungen des Herausgebers der »Fackel« öfters lobend besprochen werden. Der Zuvorkommenheit meines Anverwandten, des Herrn Richard R. Königsberger in Wien, verdanke ich den Besitz folgender Veröffentlichungen des Herrn Kraus:

H.

14

H.

* Wie dem Autor bis zu dieser Feststellung die Tatsache des Vortrags, von dem der Hamburger Schauspieler ihn nicht einmal nachträglich verständigt hat.

(das hier und dort
nehmen !)

1. Zehn Hefte der viermal im Jahre erscheinenden »Fackel« aus den Jahren 1920—1923.

2. Die letzten Tage der Menschheit.

3. Untergang der Welt durch schwarze Magie.

4. Weltgericht. 2 Bände.

5. Die Chinesische Mauer.

Eine im Verlag Richard Lányi, Wien, erschienene Biographie: Karl Kraus und sein Werk, von Leopold Liegler, war im New Yorker Buchhandel nicht rechtzeitig zu beschaffen. Von der »Fackel«, die seit 1899 erscheint, habe ich nur die mir, wie obenerwähnt, übersandten zehn Hefte neueren Datums zu Gesicht bekommen. Auf den New Yorker Bibliotheken sind die älteren Jahrgänge nicht aufzutreiben* — ein Manko an Quellen, das durch die von mir aufgezählten und in meinem Besitz befindlichen Sammelbände (Weltgericht, Die Chinesische Mauer, Untergang der Welt durch schwarze Magie) nur in unbefriedigender Weise gedeckt wird, obwohl diese vier Bände eine leidlich komplette Sittengeschichte Österreich's während der Jahre 1908—1919 enthalten.

Die Geschichte Österreichs kann meinen Helden — ihren Chronikenschreiber und Zensor — nur zum Teil erklären. Fast jedes über ihn in zeitgenössischen Druckwerken niedergelegte ~~Werk~~ ist Lüge oder gehässige Entstellung der Tatsachen. Sein Name ist mir erst seit 1919, seine Haupt-Veröffentlichungen sind mir erst seit 1923 bekannt. Diese letzteren und die Wiener Arbeiterzeitung sind die einzigen unverdächtigen Quellen, die mir offenstehen. Das so umschriebene Material greift nicht genügend weit in die Vergangenheit zurück, reicht aber für meinen Zweck einer vorläufigen Aufklärung meines amerikanischen Publikums so ziemlich aus. Meine Absicht wird durch einen eigenartigen Umstand gefördert: Die »Fackel« hat seit einem Jahrzehnt aufgehört, eine Zeitschrift im üblichen Sinne des Wortes zu sein — sie hat keine Mitarbeiter. Ihr Inhalt — von Zitaten abgesehen — stammt von der ersten bis zur letzten Zeile — aus der Feder des Herrn Kraus, ist also zum Teil direkt und zum Teil in der Form einer Besprechung zeitgenössischer Ereignisse ein ununterbrochenes Selbstbekenntnis. Zunächst ein paar biographische Einzelheiten:

Herr Kraus — der vor kurzem seinen fünfzigsten Geburtstag und das Silber-Jubiläum der seit April 1899 erscheinenden Fackel gefeiert hat — entstammt einem wohlhabenden österreichischen Bürgerhaus. In seinen Schriften finden sich ein paar magere Hinweise auf eine juristische Karriere, die er in den Frühjahren des neuen Jahr-

* Für die Bibliothek der Harvard-Universität in Cambridge hat der Direktor Herr Archibald Coolidge in der Zeit seiner Wiener Wirksamkeit ein vollständiges Exemplar bei einem Wiener Antiquar erworben. Anm. d. Verlags.

19

Hort

O

H.

H.

hundreds (1905*, wenn ich mich recht entsinne) endgültig aufgegeben hat, um alle seine Kräfte der Publizistik und der »lecture platform« zu widmen. Daß der österreichische Anwaltsstand an ihm eine potentielle Größe ersten Ranges verloren hat, geht aus zwei Tatsachen hervor: Er ist der beredsamste Rezitator seiner eigenen Generation. Wenn ihn das Fieber der Indignation — seiner eigentlichen inspirierenden Muse — nicht schüttelt, schreibt er eine Kontrovers-Prosa deren Umsicht und verständige Anordnung die Charakterzüge eines überzeugenden forensischen Plaidoyers aufweisen. Was er auf der Universität an Jus erlernt hat, ist ihm später in seinen gelegentlichen Kollisionen mit den österreichischen Zensurbehörden und mit einer unverschämt drauf los lügenden und verleumdenden Presse trefflich zu statten gekommen**. Seine ewig selbst-besonnene, auf Verachtung gestimmte Art ist keineswegs die eines Prozeßhansels; führt er aber einen Streit, so führt er ihn, nach dem Rat des Polonius so, daß sein Gegner Ursach hat ihn zu fürchten.

Auf sich selbst gestellte Abseitsgeher werden nicht geboren — sicherlich nicht in dem geräuschvoll weltfreudigen Österreich —, sie werden von ihrer Mitwelt zum Abseitsgehen erzogen. Es kann also ohne große Irrtumsgefahr unterstellt werden, daß der aus der Provinz nach Wien gekommene junge ~~Kraus~~ ein fröhlicher, wissens- und genußfreudiger Mensch war***, der in den Neunziger Jahren unter den Schauspielern, Künstlern und Journalisten der Metropole seinen Umgang suchte und fand. Bühnenkritische Begabung und ein starkes Talent zur Menschendarstellung finden sich nur selten im nämlichen Individuum vereinigt, ~~Kraus~~ aber trug von allem Anfang an beide Begabungen in sich, die noch heute wechselweise in ihm zur Geltung kommen. Er scheint die Schauspieler als Umgang den Journalisten immer vorgezogen zu haben — mit Schauspielern, so meint er im jüngst erschienenen Heft der Fackel, läßt sich leben† — was kein aufrechter Mann von den typischen Journalisten der Wiener Schule

* Wohl eher 1895.

** In Wahrheit hat er weder von der Universität, wo er zwar in Jus inskribiert war, aber nur etliche philosophische und germanistische Vorlesungen hörte, noch etwa von einem juristischen Privatstudium irgendetwas Fachliches und was ihm für diese Kämpfe zustatten gekommen wäre, bezogen. Die Kombination liegt nahe, trifft aber ganz und gar nicht zu.

*** Gleichfalls eine freundliche Kombination, die schon darum nicht stimmt, weil er im Alter von kaum zwei Jahren aus der Provinz nach Wien gekommen ist.

† Was nur im Vergleich mit einem Literatentum gemeint sein kann und gesagt war, vor dessen ungeschminktem Wesensmangel selbst noch die Scheinbarkeit der Bühnenmenschen zum Charakter wird. Und was nur in einem sehr konditionalen > . . . ließe sich wohl leben, wenn nicht . . . < ausgesprochen wurde.

behaupten wird. Wann, wo, und bei welcher Gelegenheit er zum ersten Mal in das Medusenantlitz der Wiener Journalistengemeinheit gestarrt hat, ist aus den mir vorliegenden Schriften nicht ersichtlich. Daß Herr Kraus aber vor vielen Jahren einmal durch eine plötzliche Enthüllung dieser Gorgonenfratze einen seelischen Chock erlitten hat, der permanent in ihm nachwirkt, geht aus einer sorgfältigen Lektüre seiner Sammelbände und der Fackel sonnenklar hervor. Welcher schuftigen Episode das historische Verdienst gebührt den Kontrovers-Schriftsteller Kraus auf die Beine gebracht zu haben, läßt sich auf amerikanische Distanzen nicht erraten. Tatsache ist, daß Herr Kraus seit etwa zwei Jahrzehnten der streitbarste, wachsamste, gefährlichste Feind der Wiener kapitalistischen Presse und ihres Literatentums ist, die ihm beide Haß mit Haß vergelten, ihn totschweigen, wo Schweigen möglich und verleumden, wo Schweigen unmöglich ist.

H. Um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen: Herr Kraus ist kein Sozialist. Seine Gesellschaftskritik ist eine durchaus naturalisierende, auf keine nennenswerte ökonomische oder historisch-analytische Studien gegründete — sie ist die gefühlsmäßige Reaktion eines Kulturmenschen gegen die spezifisch österreichischen Phänomene kapitalistischer Barbarei. In seiner Kritik zeitgenössischer Ereignisse verläßt er sich durchweg auf die eigenen sittlichen Instinkte und auf dichterische Intuitionen, die ihm oft genug den richtigen Maßstab zur Bewertung schwieriger Probleme an die Hand geben. Genial ist z. B. seine Voraussahnung, im Oktober 1908, daß die Bezwingung äronautischer Schwierigkeiten zum Weltkrieg führen werde:

» Aber siehe, die Natur hat sich gegen die Versuche, eine weitere Dimension für die Zwecke der zivilisatorischen Niedertracht zu mißbrauchen, aufgelehnt und den Pionieren der Unkultur zu verstehen gegeben, daß es nicht nur Maschinen gibt, sondern auch Stürme! Hinausgeworfen ward der große Drache, der alle Welt verführt, geworfen ward er auf die Erde . . . Er war nicht mächtig genug, einen Platz im Himmel zu behaupten. Die Luft wollte sich verpesten, aber nicht 'erobern' lassen. Michael stritt mit dem Drachen, und Michel sah zu. Vorläufig hat die Natur gesiegt. Aber sie wird als die Klügere nachgeben und einer ausgehöhlten Menschheit den Triumph gönnen, an der Erfüllung ihres Lieblingswunsches zugrunde zu gehen. Bis zum Betrieb der Luftschiffahrt gedulde sich das Chaos — dann kehre es wieder!«

H. Das ist eine Voraussage — sechs Jahre vor dem Ereignis — die sich sehen lassen kann; speziell wenn man bedenkt, daß der in die Zukunft blickende Prophet von einer engen österreichischen Warte Ausblick hält. Die Perspektive des Herrn Kraus war und ist eine mit zielsicherer Absicht bewußt verengte. Er ist seit einem Vierteljahrhundert ein berufsmäßiger Anti-Österreicher, dessen selbstgesetzte Lebensaufgabe aber in der Zerstörung spezifisch österreichischer Illusionen, in der schonungslosen Enthüllung und Kritik des wahren heimischen Volks-

137
~~136~~

charakters, im Kampf gegen das österreichische Regierungssystem und in der Vernichtung falscher journalistischer und literarischer Reputationen besteht. Seinen Zivilisationskampf führt er strikt als »free lance«, Einer gegen Millionen, ohne Rückendeckung durch Club, Clique oder Partei — ein wehrhafter Einzelgänger, der den Feind überrascht und sich ungerufene Feinde konsequent vom Leibe hält. Der Krieg hat ihm vier Treufreunde erschlagen, denen er ohne Hoffnung auf Ersatz nachtrauert. Seine Vereinsamung ist ihm im Laufe der Jahre gewohnt, ja unentbehrlich geworden. Eine lückenlose hermetische Abschließung ist selbstverständlich für einen Publizisten unmöglich. Um sich jedoch gegen Zudringlichkeiten aller Art zu schützen, ist er auf die praktische Idee gekommen, sämtliche Korrespondenten, was immer ihr Anliegen, von vornherein ins Unrecht zu setzen und eine Situation zu schaffen, die ihnen auch bei unumgänglichen Zuschriften eine Apologie abnötigt.* Jede Nummer der Fackel trägt auf der Rückseite folgende Notiz: »Die Zusendung von Drucksachen, Ausschnitten, Einladungen, Manuskripten oder Mitteilungen irgendwelcher Art ist unerwünscht. Antwort oder Rücksendung erfolgt in keinem Falle. Rezensionsexemplare werden verkauft, der Erlös, wie auch die eingesandten Porti einem wohlthätigen Zweck zugeführt.« Der Effekt einer derartigen Notiz ist leicht zu erraten — Herr Kraus erhält nach wie vor eine Menge unerwünschter Sendungen und Zuschriften, die er, nach publizierter Warnung, mit gutem Gewissen unbeantwortet ad acta legt.**

LC.
H.
LW

* Ins Unrecht wird niemand gesetzt, die generelle Abweisung ist nur ein Akt der Notwehr, da einen sonst die den Schreibtisch umtosende Narrheit eines ziemlichen Stücks Welt überhaupt nicht zur Arbeit gelangen ließe, welcher die Verwaltung aller die materielle Not betreffenden Agenden ohnedies so viel Zeit wegnimmt. Die »Apologie« ist tatsächlich die Einleitung jener zahllosen Begehren seelischer Art, denen nicht abzuhelfen ist und deren Träger sich jeweils als den Ausnahmefall verteidigen: »Wiewohl ich weiß — tue ichs doch«, wobei in der Regel die Ausführung des Wiewohl-Satzes vier von den zwanzig Seiten des Briefes in Anspruch nimmt und Patient gar nicht ahnt, wie übel sich der Arzt befindet, von dessen Unvermögen, anders als durch sein allgemeines Wirken zu dienen, die Befriedigung jeglichen Erlebnisdranges verlangt und erwartet wird.

+ T =

** Was leider doch nicht der Fall ist, so daß die Stunden einer Arbeitsnacht sowohl mit den individuellen Begründungen des Verbots vergehen wie mit der Abwehr der vielfachen Vorstöße in eine Sonderwelt, die sich gegen alle Zumutungen und Mischversuche einer Literatur- und Buchhandelswelt immer von neuem und einzelweis klarstellen muß. Dieser Teil der schriftstellerischen Arbeit ist den Kopierbüchern des Verlags der Fackel bewahrt, in welchen außer den die Expedition betreffenden Angelegenheiten wohl kaum eine Zeile steht, die nicht vom Herausgeber verfaßt wäre, dessen Eitelkeit sich sogar in der Stellvertretung seines Sekretärs, ja seines Hausknechts genug tut.

Der Prosa-Stil dieses Originals umfaßt alle möglichen Ton-Register, von der vox angelica Ludwigs Börnes bis zu M. G. Saphirs mißtöniger Witzerei.* Es ist unendlich schwer, dem amerikanischen Leser von diesem rassigen, in fremde Sprachen völlig unübersetzbaren Stil eine zureichende Idee zu geben. Ein grobschlächtiger Klassifizierungsversuch ergibt ungefähr folgendes Resultat: *Karl Kraus* schreibt in zwei Manieren — einer heißblütig überstürzten, die seine gewöhnliche ist, und gelegentlich in einer kaltblütig ironischen, außerordentlich umsichtigen Manier, die wie oben bemerkt, etwas von der Eigenart wohlbedachter Gerichts-Plaidoyers an sich hat. Zu einer solchen überlegenen Besonnenheit kommt es jedoch nur selten. Sein Normalzustand — und infolgedessen sein gewöhnlicher Stil — ist ein Indignations-Fieber. In diesem Zustand schreibt er mit sarkastischen Klauseln und witzigen Seitenbemerkungen überladene Sätze, die dahinkeuchen, wie mit Schätzen überladene Kamele. Er ist, wie er mitteilt, ein ungemein gewissenhafter Korrektor, aber kein guter. Er versteht die Kunst nicht, die in der ersten Passion des Niederschreibens zusammengeballten Riesensätze in einfachere aufzulösen** — vielleicht verläßt er sich auch

* Dieses Urteil, heute kaum mehr von der bösartigsten Ver-
kennung zu erwarten, ist als der doch offenbar ehrliche Eindruck
eines sachlich und zuweilen um tieferes Eindringen bemühten Lesers
schlechthin rätselhaft.

** Die typische Forderung dessen, der das Sprachwerk »überliest«,
also mit dem Recht des Lesers auf die »Aussage« ein für allemal
liest. Und der offenbar nicht gelesen hat, was hundertmal eben darüber
gesagt war. Er würde sonst — und er hätte die Empfänglichkeit
— über das Einfache dieser gegliederten Riesensätze staunen. Der
Leser glaubt, ein Satz sei nur dann einer, wenn er sich an der
Oberfläche erschließt. Daß eine ähnliche Optik dem malerischen Werk
nicht nahekommt, hat er wenigstens gehört; doch vom sprachlichen Er-
lebnis möchte er das Resultat abnehmen, statt durch und durchzulesen.
In Wahrheit ist das Abgelesene so schlecht wie die erste Niederschrift;
um zum Werk zu gelangen, müßte der Leser, gleichsam zurücklesend,
so viele Male lesen, als es Korrekturschichten aufweist. Was so geartet
und gewachsen ist, mag ein Greuel sein im Vergleich mit allem fließenden
Literatentum. Aber an der Kategorie der unabänderlichen Naturnotwendig-
keit, die mit aller Zweifelsfülle solch ein Satz vorstellt, ist nicht zu rühren,
und der Riesensatz des Pathos lebt genau so organisch und dem gestalteten
Wesen angepaßt wie das einfache Sätzchen ironischer Nachgestaltung, das
wieder bei weitem nicht so verständlich ist, wie es dem immer kunst-
widrigen ersten Blick scheinen mag. Was soll man da machen? In diesem
Gebiet versagt das Sprichwort immer wieder und es stellt sich in Athen ein
vorbildlicher Mangel an Eulen heraus. Wenn ich nicht wüßte, daß ich
schon so vielen tausend Lesern das Lesen beigebracht habe, ich müßte
an jedem neuen verzweifeln und je gescheiter er ist, umso mehr.

instinktiv auf die eigene, miraculöse Rezitationskunst, die den Hörer vermittelt Hebung und Senkung der Stimme, vermittelt Tontall, Rhythmus und Geste sicher durch die üppigsten Satz-Dschungeln führen wird — um es kurz zu sagen, er schreibt wahrscheinlich eher für seine Hörer als für die ihm räumlich entrückten Leser. In seiner »besonnenen« Manier ist er ein wahres Stil-Muster, dessen Studium Kontrovers-Schriftstellern deutscher Zunge nicht dringend genug angeraten werden kann. Von dieser »besonnenen« Manier unterbreite ich hier dem Leser ein Muster durch teilweise Wiedergabe seines im November 1921 in der »Fackel« erschienenen Aufsatzes, betitelt:

Vazierende Löwen.

(Folgt der Abdruck.)

[Fortsetzung]

II. 1921

Mangel an Zeitungsraum und Mangel an detaillierter Information über die dem Krieg vorangehende publizistische Tätigkeit des Herrn Kraus legen mir die Zweckmäßigkeit einer summarischen Feststellung nahe: H.

Die Vorkriegs-Publizistik unseres Autors ist ein fünfzehn Jahre lang fortgesetzter Versuch, die moralische Physiognomie seines Vaterlandes, die er symbolisch »das österreichische Antlitz« nennt,* in allen charakteristischen Einzelheiten porträtiert, zur Schau/stellen. Das war eine selbstgestellte Aufgabe, die er bei aller an den Tag gelegten Courage, Umsicht und genialer Einsicht vor Ausbruch des Krieges nur unvollständig lösen konnte. Auch für den Einsichtigsten waren gewisse Charakterzüge des österreichischen Antlitzes hinter einer hundertjährigen Wolke der Selbstbeweihräucherung verborgen, die erst durch den Krieg in alle Winde geblasen wurde. Erst der Krieg riß dieser monströsen Fratze, die im In- und Auslande seit Anbeginn des neunzehnten Jahrhunderts als der vollendete Ausdruck aller sanften Menschlichkeiten gepriesen wurde, die Maske ab und legte ihre wahren Züge zur schonungslosen Porträtierung frei. 170
/m

Die Kriegs-Publizistik der Fackel litt unter den üblichen Drangsalierungen und Zensurschwierigkeiten der Jahre 1914—1918. Da entschloß sich der Herausgeber in 1915 zu einem kühnen Wagnis: er behandelte fortan seine umfangreiche Dokumentensammlung zur Zeitgeschichte und die eigenen Aufsätze in der Fackel als Rohmaterial zu einem dramatischen Riesenwerk, an dem er fünf Jahre lang arbeitete. Der Epilog zu diesem Meisterstück der Sittenschilderung ist den Lesern x x

* Das wäre nicht so originell, wenn es nicht ein Plagiat an der Bezeichnung jener schmeichelhaften Photographie wäre, die der Wiener Feuillettonismus entworfen und so benannt hat.

x x *Himmel nicht.*

der Volkszeitung durch Max Montors Vorlesung im Labor Temple bereits bekannt. Das 792 Druckseiten umfassende Werk ist betitelt:

Die letzten Tage der Menschheit
Tragödie in fünf Akten
Mit Vorspiel und Epilog

von

Karl Kraus

Verlag »Die Fackel«, Wien-Leipzig.

III.

Von den letzten Tagen der Menschheit sprechen, ist Vergangenheit. Das Werk in seiner Einzigartigkeit spottet aller Klassifikation. Die nachfolgenden Einzelheiten sollen dem Buch lediglich zur Einführung dienen. Es kostet in solidem Einband drei Dollars* und ist gegen Einsendung des Betrages postfrei vom Verlag »Die Fackel«, Wien, oder durch irgend eine New Yorker Buchhandlung zu beziehen.

Die letzten Tage der Menschheit sind ein österreichisches Kriegs-Epos in dramatischer Form. Die Technik ist die lose, durch Verwandlungsschwierigkeiten nicht behinderte des Filmdramas. Der Filmtechnik sind fünf Hauptfaktoren entlehnt: die rapide Verwandlung, das gelegentliche Vor- und Rückwärtsgreifen, die repetierende Variante, die kontrastierende Gegenüberstellung und schließlich der aus den amerikanischen Kinovorführungen wohlbekannteste »lecturer«, der einem Publikum von Mostschädeln den Weg zu Irrmeinungen über die eigentliche Bedeutung des Vorgeführten durch einen unmöglich mißzuverstehenden Kommentar verrennt. ~~Karl Kraus~~, der immer und überall originell ist, bleibt seiner Originalität im Detail dieser »lecturing feature« getreu.** Als griechischer Chor erscheinen nämlich in unregelmäßigen Zwischenräumen der Verfasser selbst und ein Gegenredner auf der Szene (unter den Merknamen »Der Nörgler« und »Der Optimist«), die das Drama erläutern und aus der Tagesgeschichte des Krieges ergänzen. Ihr Dialog ist unecht, da selbstverständlich der Optimist weiter nichts ist als der Stichwort-Zuträger und Prügelknabe des Nörglers — ein unvermeidlicher Defekt, den der Autor selbst mit einer humoristischen Wendung anerkennt und erledigt.

Um irrthümlichen Annahmen zu begegnen: das Werk führt keine Haupt- und Staatsaktionen vor, wie etwa Shakespeares Historien — es schildert vielmehr in Aussprüchen der Erlebenden die Wirkungen der sich chronologisch abwickelnden Haupt- und Staatsaktionen des Krieges

* Zwei. Anm. d. Verlags.

** Vielleicht auch darin, daß er vor der Niederschrift des Werks (außer ein paar Mal in Sorrent) kaum jemals in einem Kino gewesen war.

184
9. 4. 7

auf Soldaten- und Zivilistengruppen im Hinterland und an der Front. Das Crescendo der fünf Akte beruht also nicht etwa auf dem logischen Fortschritt einer Handlung, sondern lediglich auf dem Fortschritt der Entsitlichung und Verblödung an der Front und hinter der Front in viereinhalb aufeinander folgenden Kriegsjahren. Die Einheit der Akteinteilung ist ungefähr die der Zeit, abgesehen von den oben erwähnten Film-Lizenzen des gelegentlichen Vor- und Rückwärtsgreifens und die der Stimmung. Das Fortissimo des letzten Aktes ist eine realistische Aufsummierung aller Kriegs- und Hinterlandsgreuel. Der Effekt ist der einer chiliastischen Stimmung — eine so beschaffene Welt steht klarerweise vor dem Untergang, der in dem poetischen Delirium einer Schluß-Apokalypse proklamiert wird.

Das Personal dieser gewaltigen Dichtung besteht aus historischen Individuen, Gesellschafts-Typen, charakteristischen Gruppen und Mobs — unter Einschluß der letzteren im Ganzen ungefähr fünfhundert Menschen — Männer, Frauen, Kinder, Marionetten und Schemen. Die ganze Arche Noahs Alt-Österreich tritt redend auf: der »gute alte« Kaiser, seine Erzherzoge, Feldherren, Lakaien, Minister und Hofräte. Der ganze Zeitungs- und Literatursumpf: Redakteure, Reporter, Kriegsberichterstatler, die bekanntesten Humbugs des österreichischen und deutschen Schrifttums, Ganghofer, Hans Müller, Alfred Kerr, Hermann Bahr, Friedjung. Auf der Bühne lösen sich in unabsehbarer Buntheit ab: Offiziere, Schieber, Kellner, Huren, Diebe, Gemeinderäte, Fiaker, Lebedamen, Professoren, Kaffehaus-Besitzer, Aristokraten, Kriegskrüppel und streberische Wohltäterinnen. Der von K^{aus} oft zitierte Schopenhauer sagt irgendwo, ein großer Dramatiker sei ein Ventriloquist — eine Kennzeichnung, die auf den Verfasser der Letzten Tage der Menschheit besondere Anwendung findet. Er spricht alle Sprachen und Dialekte seiner Individuen und Gruppen, reproduziert ihre Herzensteine. Affektationen und konventionellen Wendungen mit erstaunlicher Naturtreue, er legt die wahre Innerlichkeit ihrer Idiome bloß, durch Sprachkontrast, durch Neu-Entdeckung alter Redensarten, durch dramatische Abwandlung und illuminierende Wortspiele. Das am öftesten zur Anwendung kommende Sprachmedium seiner Charaktere ist jenes eigentümliche, mit Zeitungsabfällen, Kalauern und lokalen Wendungen versetzte Wiener Judendeutsch, das gleichzeitig pretentiös »gebildet« und bodenständig populär sein will — ein pikantes, mit Austriazismen gespicktes Gemaschel, das in Österreich keineswegs bloß von Juden, sondern auch von einem Teil des »arischen« Mittelstandes gesprochen wird. Während diesem Judendeutsch eine auskennerische Note anhaftet, zeichnet sich die von Herrn K^{aus} mit gleicher Virtuosität gehandhabte Offiziers- und Aristokraten-Sprache durch eine affektierte Kindlichkeit aus — sie ähnelt der coterie language eines Schulbuben-Klüngels. Wie diese, errichtet sie gegen die Außenwelt eine Sperre durch Slang-Formeln und intime Anspielungen, die von unserem Dichter ergötzlich parodiert werden. Die ganze Weltliteratur besitzt keinen zweiten Nachbildner von derartig schöpferischer Versatilität — selbst Shakespeare

kann sich, was Gestalten-Fülle und Lebenstreue anlangt, mit ihm nicht messen. Er kennt und reproduziert die ganze bunte Fauna des österreichischen Territoriums, ja die Hypertrophie seiner Gestaltungskraft greift sogar auf reichsdeutschen Boden über und bringt ein ganzes Typen-Regiment von Preußen auf die Beine — von Wilhelm II. angefangen bis zum Rechtsanwalt Krotoschiner II. und zu jenem Leutnant, der einer Kriegs-Legende zufolge einen österreichischen General anschnarrte: Nanu, Exzellenz, könnt ihr Österreicher denn mit dem ollen Uskokon* nich alleene fertich werden? Unter den großen Poeten der Weltliteratur gibt es nur einen einzigen, der ihm an Umsicht, sorgfältiger Kleinmalerei, Gestaltenfülle und bodenständiger Echtheit nahekommt: Charles Dickens. Aber auch Dickens konnte ein derart komplettes, in allen Teilen gleich naturtreues Universum nationaler Typen nicht aufbringen — zukünftige Dichtungen, wie ›Bleak House‹ und ›Martin Chuzzlewit‹, gehören zu den spekulativen Möglichkeiten — ein zweites Dichterwerk, wie die ›Letzten Tage der Menschheit‹, ist undenkbar. Es ist eine Enzyklopädie aller Kriegs-Infamien, ein Riesenpanorama aller österreichischen Menschen und Situationen, ein endloser Skizzen-Zyklus, eine unerschöpfliche Fundgrube für Historiker, Psychologen und, vor allen Dingen, für Menschendarsteller und Rezitatoren.

Ich will nun von der Ventriloquistik des Dichters, die jeder österreichischen Seele auf den Grund horcht und jeden österreichischen Tonfall getreu wiedergibt, zwei Proben geben.

(Folgt nebst eingehender Erläuterung und Besprechung dieser Szene der Abdruck von ›Kanzleizimmer im Obersthofmeisteramt‹ und in einem Kapitel IV: der Szene ›Ringstraßencafé‹.)

* Im Original lautet der Satz: ›Na sagen Se mal Exzellenz könnt Ihr Östreicher denn nich von alleene mit dem ollen Uschook fertich werden?‹

Glossen

Korybantische Vorgänge in London

— — Zum Schluß ein ganz persönliches Bildchen! Unser Debüt in London! Empfang im prächtigen Botschafterpalais am Belgrave Square. Minister Dr. Reisch weilte in London, und unser Gesandter, Baron Frankenstein, hatte uns geschrieben: . . . »ich lud alle hervorragenden Finanzleute der City und leitenden Persönlichkeiten der Treasury zu diesem Abend ein und ich bin überzeugt, daß es Ihnen und Ihrer Gemahlin auch Freude bereiten wird, diesen Herren, denen Österreich in hohem Maße seine finanzielle Rettung verdankt, einen schönen Abend zu bieten . . . «

Es hat uns große Freude bereitet — als es vorüber war, — aber das Übermaß an Aufregung und Nervosität des »Vorher« zu schildern, ist unmöglich. Ist es schon an sich aufregend, bei so einem feierlichen Anlaß zu debütieren, wieviel enervierender erst — in einer fremden Sprache! Was nützt da alles monatelange noch so eiserne Studium, die Konzentrierung aller Willenskraft, das sublimierteste Wollen?

Der kritische Abend rast heran — noch nie ist eine Woche so irrsinnig schnell vergangen.

Am Stiegenaufgang schmettert der anmeldende Lakai sein »Mister and Mistress Benatzky« in den Saal, der Herr Gesandte empfängt uns, und sein hinreißender Charme, seine wundervolle Sicherheit, die geradezu sprichwörtliche Beliebtheit, der er sich in der high society Londons erfreut, geben uns ein wenig Mut. Nach einigen kleinen gesellschaftlichen Präludien treten wir zum Flügel. Meine arme, kleine Frau ist blaß und eiskalt, als sie mit den Worten beginnt: »Before I make so many mistakes, I want to tell you, that it is only a few weeks ago, since, I learned English, and if you don't understand everything — I am so sorry as I beg your pardon . . . « sie kann nicht weitersprechen, denn ein rasender Beifall bricht los, wie ihn der vornehme Barocksaal hier wohl noch selten erlebte! Josma hat gesiegt, ihre naive, menschliche Herzlichkeit und ihr ganz ungekünstelter Charme hat die Eistrinde von Konvenienz, Etikette und Blasiertheit von den Herzen der als so »kalt« verschrienen Engländer weggeschmolzen. Ab da kann sie machen, was sie will. Sie singt fünf englische, ein französisches, ein italienisches Chanson von mir, der Beifall wird immer stürmischer, und als Josma, ganz zuletzt, »Meine Wienerstadt« deutsch singt, geschieht das Wunder, daß diese zweihundert Leute, von denen im äußersten Falle fünf Prozent die Sprache verstehen, mitjubeln, mitlachen, mitweinen, fasziniert von der großen Kunst der kleinen Josma.

1/2
1/nd

Zehn, zwanzig, vierzig Leute umringen uns jetzt, Presse, Geldmagnaten, Lords, Künstler, wir wissen nicht, was wir sprechen, mit wem wir sprechen, alles ist ein einziger, großer, kochender,

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fälle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezipivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsvermögen im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

ting doch einen leichten Geruch heimlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Abet dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunsthistorisches Wissen mit echt österreicher Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mit allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurst zuzuhetzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

(von ihm)

dem 19. Jahrhundert Lektüre
Lektüre (in an? Duden)

brodelnder Taumel, und aus den Händen, die wir schütteln, den fröhlichen, strahlenden Gesichtern, die uns anlachen, aus dem Chaos von Worten, Glückwünschen, Zurufen ringt sich, ganz schüchtern zuerst, jubelnd dann, die Erkenntnis: Wir haben gesiegt, und mit uns der Ursprung unserer Kunst und Kraft, unser ganz armes und kleines und doch so wundervolles, einziges Wien!

Wer zahlt das Fressen? Die Spationierungen sind von Benatzky. ~~Außerdem~~ ist aber jedes Wort gesperrt zu denken. Von der Revanche, die Österreich für die finanzielle Rettung mit Gstanzeln abstattet, ~~kennt~~ sublimiertesten Wollen Benatzkys, dem heranrasenden Abend bis zu Josmas Sieg mit ihrem ganz ungekünstelten Charme (von da ab sie machen kann, was sie will), den weinenden Lords, dem Ausbruch des Londoner Vulkans und dem schließlichen Pumperer des goldenen Wienerherzens. Dieses Österreich hat doch schon jedes Schamgefühl verloren.

Wird Herr Bubi Frankenstein, der für unser Geld das Experiment unternommen hat, von Benatzky und Selim die Eisirinde des durch Jahrhunderte bewahrten englischen Phlegmas schmelzen zu lassen, ab da nicht abgerufen werden? Wenn er Timon auf Staatskosten war und die Lords ihn umlobten, hätte ich gern den Apemantus gespielt.

* * *

Empfang beim Papst

Während Österreich seinen Dank an den Völkerbund für die Rettung vom Untergang durch Benatzky & Selim abträgt, kam »die große Sympathie und die herzliche Anteilnahme des Papstes für Wien und Österreich zum Ausdruck«, indem er die Bitte des Herrn Ludwig Klinenberger in überaus gütiger Weise erfüllt hat ~~von ihm~~ in Einzelaudienz empfangen zu werden. Das war auch von ihm zu erwarten, denn er »interessiert sich außerordentlich für kulturelle Fragen«, und Klinenberger ist niemand anderer als der Mann, dem Pius' Vorgänger, Benedikt, die Leitartikel diktiert hat, was den jetzigen Papst, der als Hochalpinist die schwierigsten Klettertouren hinter sich hat, besonders anziehen muß. Da Klinenberger außerdem versichert, daß der Papst als ein durchaus moderner Mensch konfessionelle Vorurteile nicht kennt, so stand ~~seinem Empfang~~ schon

11
H.

H.

→ die Richtung

Klinenberger, ipse in ... fr ... »in ... «.

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezipivität und Verjüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter, lung doch einen leichten Geruch heimäthlicher Mundart an sich. Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre, — also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern. Doch gewöhnnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal, gem in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstestem Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten und er weiß heute nicht, ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zusauchten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

gar nichts im Wege. Gegen den überwältigenden Eindruck, den Klinenberger empfang, als er den Papst da sah in seiner Pracht, und gegen die Schilderung, die er gibt, ist die Verzückerung des Mortimer ein Tineff. Von dem Moment an, wo ihm Kammerdiener in schwarzseidener Tracht mit Kniehosen und in Seidenstrümpfen Hut und Rock abnahmen und Hausoffiziere in Uniform von scharlachroter Seide die Einladung wonach er wieder zu Grenadiern mit großer Bärenfellmütze nach Art der Kürassiere aus dem dreißigjährigen Krieg gelangte, war des Taumels kein Ende, denn dann erst kamen Offiziere und Soldaten in weißen Lederhosen mit rotem Waffenrock und Ulanenhelm bis das Folgende geschah: Der Hausoffizier (dem offenbar nicht ganz wohl war)

Johnson

r,,

Fischerhagen,,

Hilf mir,,

Tromm,

+

übergibt mich einem Kämmerer in reich geschmücktem Diplomatenfrack mit Degen. Aber noch kein Ende. Der Hausoffizier führt ihn wieder einen Saal weiter, von wo ihn der Oberst der päpstlichen Garde in den kleinen Thronsaal weist, woselbst ihn ein junger Geistlicher in rotem Habit begrüßt, der ihn

/,,

74,

in den nächsten intimeren Raum geleitet und zum Sitzen einlädt.

Nachdem dies vorbei war, erscheint der Kammervorsteher Monsignore Cacciadominioni (ein Name, der verdammt nach einer Laufkatze schmeckt) und bittet ihn, in ein kleineres Zimmer einzutreten.

Nachdem auch dies geschehen ist, entfernt sich Cacciadominioni und kommt gleich wieder zurück »mit dem Ersuchen, in der Mitte des Teppichs Platz zu nehmen«. Dann »verschwindet er wieder«, erscheint gleich darauf und bereitet Klinenberger durch ein Zeichen mit der Hand auf das Nahen des Papstes vor. Wie ward ihm Königin. Mortimer, der doch gleichfalls in strengem Haß des Papsttums aufgewachsen ist hätte ähnlich empfunden, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, von Benedikt empfangen zu werden. In schlechtem weißen Habit steht der Papst vor mir und bleibt ganz unbefangen. Sein Antlitz ist durchgeistigt, er »spricht ungezwungen«, und erteilt hierauf den schon bekannten Segen für Österreich.

Es

Hilf mir

+ me,

Tu

H war

la
H

Wach
H 70

/,

/me

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verfüngskraft, die . . .
und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vorbereitenden Sätzen, die
und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,
trug doch einen leichten Geruch heimatllicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:
Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und därtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,
— also wie was? Bitte entscheiden!
er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1907«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte dergleichen tun.
Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten
und er weiß heute nicht, ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppenhater dem Wurst zujauhzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Es war di. 21. des großen Jubeljahres,
 Von St. Peter dem heiligen die Klage,
 Bekräftigt was ich schon thiel, al. sei,
 Al. de in Wessfeld auf die Wandlung sein,
 Wohlstand was der Financiers - Mir selbst
 (sprich die Thom der plethorischen Manys
 Was ist mir in der Wessfeld Romf.

hes. J

Wessfeld besicht
 Wessfeld besicht der Klage, mit mir ein bischen andern Noth:

halb
 te r
 Das
 das
 gerer
 einzig
 urde,
 Wirt-
 der
 ge-
 vort-
 der
 eine
 bei
 ten,
 and-
 Rom steht in voller Erwartung des großen Fremden-
 Stromes, den es von dem Jubeljahre erhofft, welches am
 21. Dezember durch die Eröffnung der heiligen
 Pforte von St. Peter durch den Papst in Anwesen-
 heit der Kardinalen feierlich eingeleitet wird. Pilgerzüge aus
 aller Welt sind angemeldet, welche der Gnaden teil-
 haftig werden wollen, die man erwirbt, wenn man durch
 die heilige Pforte schreitet, die sich nur jedes Vierteljahr-
 hundert für die Dauer des Jubeljahres öffnet. Alle Straßen,
 die zum Petersdom führen, hat die Stadt verbessern lassen,
 und auch sonst wurden viele Millionen Lire zur Verschöne-
 rung des Stadtbildes aufgewendet. In der Peterskirche wird
 seit Wochen an der Ausschmückung, der Vorhalle und der
 Errichtung von Tribünen für die große Zeremonie und die
 sich darauffolgende Prozession gearbeitet.

[Auf April... in...
 y...
 --

hes.

.....

18

18

18

It is a very fine specimen of
 the species of the genus
 which I have named
 in honor of my friend
 and colleague
 Dr. J. W. Smith
 of the University of
 California.

The following is a list of the
 specimens of the genus
 which I have named
 in honor of my friend
 and colleague
 Dr. J. W. Smith
 of the University of
 California.

The following is a list of the
 specimens of the genus
 which I have named
 in honor of my friend
 and colleague
 Dr. J. W. Smith
 of the University of
 California.

Handwritten notes and a diagram on the right edge of the page. The diagram shows a vertical line with a curved bottom section, possibly representing a biological structure.

»Heiliger Vater, darf ich Ihre gütigen Worte durch die 'Neue Freie Presse' der gesamten Öffentlichkeit von Österreich mitteilen?«

Der Papst erwiderte zustimmend und gab mir die Ermächtigung, sie als Weihnachtsgruß an Österreich zu veröffentlichen.

Nach der telegraphischen Fassung:

»Sie können sagen, daß ich ganz Wien meinen Segen erteile und Ihnen für Wien und Österreich meine besten Wünsche mitgegeben habe.«

Nach diesem Segen holte den Klinenberger der Kämmerer und geleitete ihn durch die »Flucht von Räumen«, durch die er gekommen war. Als er auf die Galerie des Vatikans hinaustrat, bot sich ihm ein Panorama, die Kuppel von Sankt Peter glänzte im strahlenden Lichte, als ob nichts geschehen wäre und die Reichspost, die den Segen des Papstes nicht verschweigen konnte, zersprang! Umsomehr, als bald darauf die Neue Freie Presse das Kreuz nahm und viel Geld an der Vatikanischen Missionsausstellung verdiente.

1/2

L

1/2
T get

H. Huber
in um profan

— manna

— w.

Handl.

— Joy des ganzen Welt

* * *

~~Und das läßt sich die Christenheit gefallen~~

~~Der Papst bleibt schon bei dem Geschäft~~

H. Huber
nicht aufgeführt

Bei dem Besuche des Papstes in der Ausstellung für Missionswesen kam es zu einer bemerkenswerten Szene. — —

Am Ausgang der Bibliothek stellte der Zeremonienmeister dem Papste auch die anwesenden Journalisten vor. Es waren fünf Herren. Sie knieten nieder und der Papst reichte ihnen die Hand zum Kusse. Dann fragte er:

»Seid ihr die vierte oder die fünfte Großmacht?«

Einer der Journalisten antwortete: »Vor dem Angesicht Eurer Heiligkeit sind wir die letzte.«

»Ob die vierte, fünfte oder die letzte,« meinte der Papst, »ihr seid eine Großmacht und habt daher auch eine große Verantwortung. Ich segne euch, möge eure höchste Befriedigung darin bestehen, von eurer Macht auch einen guten Gebrauch zu machen.«

Qui mange du Benedikt, en meurt. Herr Ratti war heuer Hochalpinist. Aber höher gehts nimmer.

* * *

H. Huber

Und das läßt sich die Christenheit gefallen.

1.21

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Falle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verfüngungskraft, die . . .
und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charms, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsvermögen im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichem Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die
und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,
frug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:
Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,
— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujuchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schenker Stammlokalen begegnet ist.

Wiener Stimmen

wie anheimelnd tönen sie aus dem Titel:

Wenn ein »Polischer« den anderen beschummelt... 1/2

Aber wozu die Anführungszeichen, da doch jedes Ohr diese Zunge versteht, die so schlaff ist, das »n« nicht halten zu können, und viel schlechter das Wort hält als die eines Polischen. Das erste Dokument christlichsozialer Poesie, das ich als Kind kennen lernte, an einem Ort, der besondere dichterische Fähigkeit erfordert, es hat gelautet:

Polischer Jud,
Trink einen Kaffeesud,
Das tut dir gut,
Polischer Jud.

Warum, verstand ich schon damals nicht. Aber erst später ersah ich, daß aus solcher Erkenntnis die christliche Publizistik ihre Parolen bezieht.

als frühe und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Receptivität und Verfüggungskraft, die . . . und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charms, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter, trug doch einen leichten Geruch heimathlicher Mundart an sich. Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser „Kritiker der Moderne“, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gleiches literar- und kunsthistorisches Wissen mit echt österreichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengewebde oder ein Rosenparfüm, — also wie was? Bitte entscheiden! er war mit allzu modern.

Doch gewöhnliche sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide fürchteten Gedanken hegen«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hincogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zulauchten«. Hier fällt ihm wieder Herrmann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

72

1976

2? (und f...
... in
...)

Notizen

(Karl ...
...)

In einer »Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart« von Karl Borinski (Union-Deutsche Verlagsgesellschaft, ohne Angabe des Erscheinungsjahres) heißt es nach einer Betrachtung des Herrn Dörmann:

Seit den 90er Jahren übt »Die Fackel«, ein kleines Wochenblatt von dem Böhmen Karl Kraus (geb. 1874) unwillkommene ätzende Kritik an den Zuständen des Wiener Lebens und der Wiener Gesellschaft.

* * *

Zu den bibliographischen Notizen ist ein Aufsatz von John Landquist »Ny Österrisk Diktning« in »Särtryck ur Va Tid« 1920 nachzutragen. (Mit der aparten Zusammenstellung: Karl Schönherr — Anton Wildgans — Karl Kraus — Franz Werfel.)

* * *

... Wir sind auf Ihr Verlagswerk »Die Fackel« (Die letzten Hefte) aufmerksam geworden. Falls in der Bücherschau des Ostwärts sachkundige kritische Würdigung erwünscht ist, bitten wir um baldgefl. Übermittlung eines Besprechungsstückes.

Hochachtungsvoll
Die Schriftleitung
des »Ostwärts«

Hier wird nix 'teilt. Höchstens hin und wieder ein Stück für Köpfe, in denen sich die Welt anders als sonst in Menschenköpfen mall und die sich für die Niederlage an den Fremdworten rächen. Aber auch Rezensionsexemplare werden nicht abgegeben, da sachkundige kritische Würdigung in keinem Falle erwünscht ist. Und wäre es selbst der Fall, so würden Schnorrer mit Hakenkreuz dennoch abgewiesen.

* * *

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verfüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bähr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Willen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimathlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und düffig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre.

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bähr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wursli zuzuglitzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bähr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenher Stammlokalen begegnet ist.

73

147

In Nr. 668—675, S. 11, Z. 11 statt »Attaken«: *Attacken*;
 S. 25, Z. 15 der Bindestrich nach »Speisinger« zu streichen; S. 31,
 Z. 11 statt »Arikel«: *Artikel*; S. 50, Z. 16 statt »Elsner Eisner«:
Else Eisner; S. 52, Z. 11 v. u. statt »von«: *Von*; S. 55, links, Z. 16 v. u.
 statt »ihre«: *Ihre*; S. 71, Z. 6 v. u. zu ergänzen: *in einem Teil der*
Auflage; S. 72, Z. 5 v. u. fehlt nach »Geringfügigeres« das Komma;
 S. 84, Z. 22 statt »des«: *de*; S. 120, Z. 18 statt »Smörgasbrod«:
Smörgasbord; S. 136, Z. 6 v. u. statt »rehabilitert«: *rehabilitiert*.

In Nr. 676—678, S. 13, Z. 1 das Wort »auch« einmal zu
 streichen; S. 28 am Schluß der Fußnote statt des verstümmelten
 Kommas ein Punkt; S. 29, Z. 20 statt »wälliche«: *wällische*; S. 42,
 Z. 9 statt »halt«: »hält!«

In »Sprüche und Widersprüche« S. 222, Z. 12 statt
 »bekommf«: *bekommt*.

In »Wolkenkuckucksheim«, S. 16, Z. 7 v. u. statt des
 Fragezeichens ein Rufzeichen.

* * *

Ohne daß dem in der Absicht ehrlichen Einzelfall nahe-
 getreten werden soll, nur als Typen im Verkehrsleben der Fackel
 und zur Fernhaltung solcher Notwendigkeit einige der hundert
 Briefe, die im Laufe eines Jahres in allerlei Angelegenheiten
 geschrieben werden müssen:

29. Januar 1925

Sehr geehrter Herr!

Ihre Mitteilung des Druckfehlers in dem Goethe-Gedicht ist
 dankenswert. Weniger Ihre Mitteilung von Druckfehlern in der Fackel,
 die keine sind, eine Mitteilung also, die unter dem Vorwand, auf
 Druckfehler aufmerksam zu machen (was löblich wäre) Bemängelungen
 vorbringt, durch die eigentlich der Anspruch des Lesers dargetan
 wird, die Fackel mitzuredigieren. Das wäre gewiß nicht Ihre Absicht,
 aber wenn sie einfach die Behauptung aufstellen: »S. 123, Z. 12 v. u.
 fehlt die eigentliche Satzaussage« und nicht einmal aussagen, worin
 Sie dieses »Fehlen« erkannt haben, so haben sie doch geradezu
 einen stilistischen Tadel ausgesprochen. Gewiß ist es das gute Recht
 des Lesers, jeden einzelnen Satz seiner Lektüre schlecht zu finden,
 aber die Erwartung, daß der Autor den Satz nunmehr verbessern
 werde, wäre doch etwas zu hoch gespannt; und nicht einmal erfüllbar,
 wenn der Leser seinen Tadel bloß ausspricht, ohne ihn zu motivieren.
 Vorläufig fehlt uns also auch jede Einsicht, daß an jener Stelle »die
 eigentliche Satzaussage fehlt«. Vielleicht stellt sich aber bei Ihnen die
 gegenteilige ein, wenn Sie den Satz noch einmal lesen

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . .

Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfindlichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatllicher Mundart an sich. Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dämmig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre, — also wie was? Bitte entscheiden! er war mit allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide fürchtete Gedanken hegen«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauhzten«. Hier fällt ihm wieder Herrmann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenker Stammlokalen begegnet ist.

Ferner geht es nicht an, einfach zu sagen, es müsse — an zwei Stellen der S. 144 — »statt ers: er's« heißen. Die Wahl zwischen den beiden Schreibarten müßte der Leser doch eigentlich auch dem Autor überlassen, wenn er sich nicht mit der Frage begnügen will, ob hier eine Absicht oder ein Druckfehler vorliegt. Schlechthin jene zwar anzunehmen, aber als einen Mißgriff zu korrigieren, ziemt dem Leser nicht. Nur auf (wirkliche oder vermeinte) Druckfehler darf er hinweisen.

Einen solchen nehmen Sie nun offenbar an, wenn Sie verlangen, daß statt »angepaßt«: »angepasst« gesetzt werde. Aber das gerade Gegenteil ist der Fall, indem dieses die falsche Schreibart wäre, jenes die richtige ist.

Ferner »glauben« Sie, bei der Vorlesung der noch ungedruckten Glosse »Fast erraten« (S. 144, Z. 2 v. u.) »hätte« statt »habe« gehört zu haben. Das mag schon sein, aber vorgelesen wurde, was gedruckt ist. »Wiewohl« Sie nun »sehr gut wissen«, daß die Wendung »falsch« wäre, wenn an jener Stelle »hätte« stünde, ja daß damit »der ganze Satz um seinen korrekten Sinn käme«, glauben Sie doch, daß dieses »habe« »schon zu viel des Guten ist und die Wirkung des Satzes beeinträchtigt«. Aber sollten Sie eben solche Sorge nicht vielleicht dem Autor zu überlassen haben? Finden Sie nicht, daß gerade ein solcher Einwurf — und mag selbst die Ansicht noch so berechtigt sein, ganz abgesehen von dem guten Recht des Lesers, sie zu haben — doch einer Überschreitung des Rechts gegenüber dem Autor gleichkommt? Wenn freilich Ihre eigene Überzeugung, daß Ihre Korrektur die Wendung falsch machte und den ganzen Satz um seinen korrekten Sinn brächte, Sie nicht davor bewahrt hat, sie vorzuschlagen, so mag Ihnen der Vorschlag wohl unerläßlich erschienen sein. Wir halten ihn keineswegs dafür, obzwar nach unserer Ansicht die Wendung gar nicht falsch wäre und der Satz nicht um seinen korrekten Sinn käme. Wenn trotzdem »habe« an jener Stelle steht, so müssen sie das eben als einen Fall von Autorwillkür hinnehmen.

Schließlich verlangen Sie auf S. 158, Z. 16 »statt ,ruhn': ruhen«; ohne sich zu fragen, ob dem Autor das Problem dieser Stelle nicht mindestens so zum Bewußtsein gekommen ist wie dem Leser und ob wirklich Flüchtigkeit oder ein Druckfehler die Weglassung des Vokals verschuldet haben muß.

Sie mögen aus unserer zwar verspäteten, aber gründlichen Beantwortung Ihrer Zuschrift ersehen, daß wir, was wir an dieser zu bemängeln haben, keineswegs einer unfreundlichen Absicht zuschreiben, der ja schon der Eifer Ihrer Teilnahme wie auch die Tatsache der vorhergegangenen freundlichen Mitteilung widersprechen würde. Wir sagen Ihnen dies alles, weil Ihr Fall ein Beispiel ist für die Art, in der jetzt — über die dankenswerte Mitteilung von Druckfehlern hinaus — der durch die Lektüre der Fackel geweckte sprachkritische Eifer nicht nur an ihr, sondern gegen sie betätigt wird, indem der durchaus mögliche und immer berechtigte Zweifel,

als tröfliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Receptivität und Verfüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatllicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide töfliche Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wursl zujauhzten«. Hier fällt ihm wieder Herrmann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

75

57

noch ehe er sich durch die Überlegung des Lesers beruhigt hat, nicht einmal als solcher übermittelt wird, sondern, die ihm zustehende Form der Frage verlassend, gleich die etwas kategorische der Korrektur findet. Indem wir Ihnen für die freundliche Absicht, von der wir trotzdem überzeugt sind, jedenfalls danken, zeichnen wir

in vorzüglicher Hochachtung
Der Verlag der Fackel

*

Wien, 21. XII. 1924.

Sehr geehrter Herr Kraus!

Sie haben kürzlich, wahrscheinlich auf Grund des Vorwurfes, Sie reichen an Beaumarchais nicht heran, den Ihnen ein Briefschreiber macht, »Figaros Hochzeit« gelesen (siehe S. 56 u. 58 der letzten Fackel) und zwar nicht das Originalwerk von Beaumarchais, sondern das von Daponte bearbeitete Opernbuch, was ich daraus zu schließen glaube, daß Sie Herrn Max Graf mit einem Zitat daraus (Will der Herr Graf ein Tänzlein wagen? S. 18) apostrophieren.

Sie finden nun bei Decsey den Satz: »Karpath ist Figaro là, Figaro quà — — « und bemerken dazu, daß man Ihnen nachgesagt habe, Sie reichen an Beaumarchais nicht heran.

Gestatten Sie mir, bitte, die Frage, ob hier nicht eine durch den gleichen Namen der Haupthelden bedingte Verwechslung vorliegt, da die Worte: »Figaro là, Figaro quà« nicht aus »Figaros Hochzeit« sind, also mit Beaumarchais nichts zu tun haben. Diese Worte sagt vielmehr der ebenfalls Figaro benannte Held in Rossinis »Barbier von Sevilla« dessen Text von Cesare Sterbini stammt.

Gestatten Sie mir ferner noch die Frage, ob die Lektüre eines von fremder Hand bearbeiteten Opernbuches gerade der richtige Gradmesser für die Beurteilung eines Autors ist. Bei der Lektüre von »Margarethe (Faust)« würden Sie wahrscheinlich auch einschlafen, womit aber nur dem Bearbeiter, nicht Goethe ein schlechtes Zeugnis ausgestellt wird.

Ich hoffe, Sie nehmen mir meine Zweifel nicht übel, und wäre begierig auf deren Widerlegung.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Sehr verehrter Herr Kraus!

Gestatten Sie, daß ich Sie wegen meines Briefes von einem der letzten Tage des Dezember, um Entschuldigung bitte. Es handelt sich um die Bemerkung, die an: »Figaro là, Figaro quà,« angeknüpft wurde, daß man Ihnen nachsagt, Sie reichen an Beaumarchais nicht heran. Da ich im Klavierauszug des »Barbier von Sevilla« den Namen Beaumarchais nicht erwähnt fand, kam ich zur irrigen Annahme, daß

121

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezipivität und Verjüngungskraft, die . . .

Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochspanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsvermögen im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mit allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide fürchte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zuzuschützen«. Hier fällt ihm wieder Herrmann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schenker Stammlokalen begegnet ist.

der »Barbier« nicht von Beaumarchais stammt. Nachher hat sich dies als unrichtig herausgestellt, sodaß meine Behauptungen alle nicht zutreffen. Ich ziehe daher alles gerne zurück, bleibe von Ihrer Unfehlbarkeit überzeugt.

Hochachtungsvoll

5. Februar 1925

Sehr geehrter Herr!

Wir sind erst heute in der Lage, auf Ihre Zuschrift vom 21. XII. und auf Ihre zweite undatierte zurückzukommen. Wir fühlen uns dazu angesichts des typischen Charakters sowohl des Vorhalts wie der Zurückziehung verpflichtet, welche wir bei aller Anerkennung einer umfassenden Reue nicht ohneweiters annehmen können, da diese bei mangelhafter Einsicht keinen vollen moralischen Erfolg verspricht. Denn Sie bekennen bloß einen Ihrer Versuche, Herrn Karl Kraus der Leichtfertigkeit zu beschuldigen, als Irrtum und treten sich selbst zu nahe, wenn Sie »daher alles gerne zurückziehen« und dafür die Überzeugung von der Unfehlbarkeit des Herrn Karl Kraus setzen, die er nie angesprochen hat und der er bei weitem die Sicherheit vorziehen würde, daß seine Leser ihm nicht ihre eigene Fehlbarkeit zum Vorwurf machen. Sie bekennen ein, daß die Beziehung des Zitats »Figaro là, Figaro quà« auf Beaumarchais zu Recht erfolgt sei und Ihr Vorhalt zu unrecht: daß diese Worte »mit Beaumarchais nichts zu tun haben«, weil sie nicht aus »Figaros Hochzeit« sind und weil sie der »ebenfalls Figaro benannte Held« im Barbier von Sevilla sagt, »dessen Text von Cesare Sterbini stammt«. Da Sie im Klavierauszug des »Barbier von Sevilla« »den Namen Beaumarchais nicht erwähnt fanden«, kamen Sie zu der irrigen Annahme, daß der »Barbier von Sevilla« nicht von Beaumarchais stammt, und sagen nun: »Nachher hat sich dies als unrichtig herausgestellt, so daß meine Behauptungen alle nicht zutreffen«. Zunächst doch wohl nur diese eine, wiewohl sie sich eigentlich schon vorher als unrichtig herausgestellt hat, für Sie mindestens hätte herausstellen sollen, ehe Sie den richtigen Sachverhalt als Fehler enthüllten. Immerhin haben Sie sich nachträglich davon überzeugt, daß ein Klavierauszug eine unergibige Bildungsquelle ist, und dieser Punkt wäre erledigt. Aus einem Gefühl nun, daß auf Beaumarchais, den Sie sehr gründlich zu kennen und zu schätzen schienen, kein Verlaß mehr ist, geben Sie nunmehr auch den Vorwurf preis, daß Herr Karl Kraus, als er seine abfällige Bemerkung machte, »nicht das Originalwerk, sondern das von Daponte bearbeitete Opernbuch« als Grundlage benützt habe. Und ein Operntextbuch wäre in der Tat eine so dürftige Bildungsquelle wie ein Klavierauszug. Aber warum ziehen Sie eigentlich mit dem Anwurf einer Bildungslücke auch diesen, der doch vor allem einer gegen die kritische Gewissenhaftigkeit ist, zurück? Was hat sich hier nachher herausgestellt, ohne daß Sie es zugeben? Sie hatten die sonderbare Vermutung aufgestellt, daß Herr Karl Kraus »wahrscheinlich auf Grund des Vorwurfes«, daß er nicht an

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Würstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

77

151

5

12

100

Die im letzten Heft enthaltene Aufforderung, Fälle von parasitischem Mißbrauch dem Verlag anzuzeigen, hat bisher nur einen einzigen derartigen Fall offenbar gemacht. Eben demselben Heft hatte ein norddeutscher Buchhändler einen Verlagsprospekt

Beaumarchais heranreiche, »Figaros Hochzeit« gelesen, also sich entschlossen habe, den Autor, mit dem er verglichen wird, erst einmal kennen zu lernen. Und nun »glaubten« Sie des weiteren zu »schließen«, daß er nicht Beaumarchais, sondern Daponte gelesen habe. Und warum? Weil er in dem Heft, in dem er sagt, daß er bei der Lektüre der »Hochzeit des Figaro« eingeschlafen sei, an anderer Stelle auch die jedem Schusterbuben geläufige Frage »Will der Herr Graf ein Tänzlein wagen?« zitiert. Er mußte dieses Zitat also wohl dem Daponte entnehmen und entnahm ihm bei dieser Gelegenheit — es ging in einem Aufwaschen — auch das Animo gegen Beaumarchais. Um ihm ein Maß von der Leichtfertigkeit solchen Vorgehens zu geben, bitten Sie ihn, Ihnen »die Frage zu gestatten«, ob »die Lektüre« eines Opernbuches — die Sie somit schon behaupten — gerade der richtige Gradmesser für die Beurteilung eines Autors ist und ob er, wenn er »wahrscheinlich« bei der Lektüre von »Margarethe« »auch einschlafen würde«, nicht Bedenken trüge, dem Goethe ein schlechtes Zeugnis auszustellen. Man muß zugeben, daß Sie Herrn Karl Kraus den Fall klar gemacht haben. Sie wären, schreiben Sie, »begierig auf die Widerlegung Ihrer Zweifel«, die Herr Karl Kraus Ihnen »nicht übel nehmen« möge. Er nimmt Zweifel des Lesers, die sich bei einer dem Briefschreiben vorangehenden Überlegung unmöglich behaupten könnten, dann übel, wenn sie als der Vorwurf der Leichtfertigkeit des Autors in Form treten. Die Widerlegung bestände darin, zu sagen, daß es kaum ein stärkeres Beispiel von Kombinationsfähigkeit eines Lesers auf der Basis der Annahme, daß der Autor ein leichtfertiger Journalist sei, geben dürfte. Es wird da möglich, daß an der Hand eines Klavierauszugs fremde Bildungslücken behauptet werden und einem Autor vorgeworfen werden kann, daß er selbst an der Hand eines Opernbuchs (so gut wie Sie wissend, daß er nur dieses in der Hand gehabt habe) das Original herabsetze. Mehr könnte zwischen einem Leser und einem Autor nicht passieren. Er braucht Ihnen wohl nicht zu versichern, daß ihn Ihr Fall nur als ein typischer interessiert und daß er für ihn nicht das geringste mit Ihrer Person zu tun hat, die ja durch Ihr Bekenntnis, daß Sie »alles« zurückziehen, wenngleich nur wenig korrigieren, eo ipso aus dieser Diskussion ausgeschaltet ist. Wir erklären demnach ausdrücklich, daß er Ihnen persönlich nicht das geringste übelnimmt, weder Ihre Zweifel noch Ihre Sicherheit und nicht einmal, daß Sie von dem schlecht unterrichteten Leser an einen unfehlbaren Autor appellieren.

Hochachtungsvoll
Der Verlag der Fackel

* * *

12
100

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Receptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Würstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

78

152

~~60~~

ur
M
//

beigelegt und es konnte auch bewiesen werden, daß seine Abnehmer — freilich vor der Lektüre des Heftes — auf eine Täterschaft oder Mitwisserschaft des Verlages der Fackel schlossen, über die sie mit Recht erstaunt waren.

4. Februar

Es wird uns von einem Leser der ‚Fackel‘, der ein Heft bei Ihnen gekauft hat, mitgeteilt, daß Sie dem Hefte einen Prospekt anderer literarischen Erzeugnisse beilegen. Wir verweisen Sie auf die in Nr. 676—678, S. 42, also in eben jenem Heft, welchem Sie den Prospekt beigelegt haben, veröffentlichte Erklärung und fordern Sie auf, solches zu unterlassen, weil wir sonst leider gezwungen wären, Ihnen den Bezug der ‚Fackel‘ und der Bücher . . . zu sperren.

10. Februar

Wir nehmen Ihre freundliche Entschuldigung zu unserer Kenntnis, betonen aber, daß sich auch ohne Lektüre jener Notiz die Unterlassung des Beilegens von Prospekten in die ‚Fackel‘ von selbst verstanden hätte.

Im ‚Börsenblatt für den deutschen Buchhandel‘ und im ‚Anzeiger für den Büch-, Kunst- und Musikalienhandel‘ ist nun die folgende Annonce erschienen:

Dem Verlag ‚Die Fackel‘ wird mitgeteilt, daß in einlgen Buchladen den Heften der ‚Fackel‘ Prospekte zur Propaganda fremder literarischer Erzeugnisse beigelegt werden. Im letzten Heft der ‚Fackel‘ (Nr. 676—678) ist eine Notiz veröffentlicht, die wir auszugsweise wiedergeben:

III
IV
V

LV

» . . . Daß die ‚Fackel‘ wie keine Annoncen auch keine Beilagen gegen Entgelt annimmt, ist bekannt . . . Jedenfalls aber bleibt es ausschließlich dem Herausgeber der ‚Fackel‘ überlassen, mit welchen Erscheinungen er in oder neben dem Text der ‚Fackel‘ die Aufmerksamkeit und Vorstellung des Lesers zu beschäftigen wünscht. Nichts, was er nicht selbst einfügt, hat in der ‚Fackel‘ außer ihrem Text enthalten zu sein . . . die Gefahr . . . , daß die Praxis der Beilegung von Literaturprospekten auch Verkäufern beliebt könnte, denen sich die Verleger, die beim Verlag ‚Die Fackel‘ eine solche Gunst nicht um Geld und nicht einmal umsonst zu erlangen vermöchten, hierfür dankbar erweisen . . . Sollten Käufer eines Heftes jemals von einem parasitischen Gebrauch der Verbreitung und Geltung der ‚Fackel‘ Kenntnis bekommen, so werden sie ersucht, es unverzüglich dem Verlage mitzuteilen.«

Die Herren Sortimentere werden hiermit ausdrücklich und dringendst ersucht, strenge darauf zu achten, daß weder der ‚Fackel‘ noch den Büchern von K. K. Beilagen welcher Art immer angeschlossen werden, da sonst den betreffenden Sortimentern der Bezug der ‚Fackel‘ und der Bücher . . . gesperrt werden müßte.

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstern Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Würstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Sollte es trotzdem noch vorkommen und ein Leser glauben, der Verlag habe damit auch nur das geringste zu schaffen, so bliebe nichts übrig, als auch ~~diesem~~ den Bezug der 'Fackel' zu sperren, an der er ja nicht viel verliert, weil er sie ohnedies nicht lesen kann. *— ihm*

* * *

Im In Berlin gehen sie aufs Ganze, ohne heuchlerisch sich zum Kreuzel zu bekennen. Das Berliner Tageblatt hat eine Literarische Rundschau, von deren Rührigkeit hier schon etliche Beweise gegeben wurden. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, für die Fackel zu 8 Goldmark per Zeile etwas zu tun. Daraus wurde aber nichts, und wahrscheinlich hat es sich die Fackel dadurch verschertzt, daß die Literarische Rundschau um Gottes Lohn etwas für die Bücher des Verlags der Fackel tut. Wenn aber die Literarische Rundschau eine Buchbesprechung gebracht hat, so kann man sicher sein, daß sie unmittelbar darauf sich auch erbötig machen wird, das Buch zu 8 Goldmark per Zeile zu inserieren. Um solches Anbot verlockend zu machen, wählt sie den markantesten Satz aus der soeben erschienenen Kritik, zum Beispiel: »Dies Buch wirkt . . . wie ein Schrei« und liegt nun dem harthörigen Verleger in den Ohren:

»Dies Buch wirkt . . . wie ein Schrei — —«

Dieses rühmende Urteil in der »Literarischen Rundschau« des »Berliner Tageblattes« vom Sonntag, den 8. cr. wird sicherlich dazu beitragen, dem Buche viele Freunde und Käufer zuzuführen, vor allem wenn Sie nun in geschäftskluger Ausnutzung dieser redaktionellen Besprechung raschmöglichst eine Insertion im Reklamefeld unserer den Bücherfreunden gewidmeten »Literarischen Rundschau« folgen lassen. *ll*

Das heißt also, wenn der Verleger, was die geschäftskluger Ausnutzung einer redaktionellen Besprechung anlangt, sich das Berliner Tageblatt zum Muster nimmt. Und nun Wunder über Wunder, die da geschehen werden: *L*

Erneut über den großen Leserkreis unserer Zeitung und den dadurch bedingten starken Wettbewerb der in ihr gebrachten Empfehlungs-Anzeigen der Verlegerwelt des längeren nicht auszulassen, hieße Eulen nach Athen tragen.

Der Athener wollte wohl schreiben: »sich« auszulassen. Er muß es nicht tun und der Vergleich stimmt insofern, als die Eulen,

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

80

die nach Athen zu tragen noch nie einem Menschen eingefallen ist, tatsächlich zum Vogelfang dienen. Dieser vollzieht sich mit Pathos:

Wir laden Sie deshalb dringend ein, in eine der nächsten, bereits in Vorbereitung befindlichen Nummern des »Berliner Tageblattes« vom 15. und 22./2. bzw. 1., 8., 15., 22. und 29./3. die tausenden und abertausenden Leser unseres Weltblattes nochmals eindringlich auf das Werk durch eine Insertion aufmerksam zu machen.

Es sollte uns freuen, von Ihnen recht bald zu hören.

Hochachtungsvoll
Berliner Tageblatt
Literarische Rundschau
Verlag Rudolf Mosse
Die Geschäftsstelle.

Der Verleger ist aber vom Wettbewerb einer Besprechung im Berliner Tageblatt so überzeugt, daß es ihm gar nicht einfällt, ein so anständiges Blatt, das sie kostenlos gebracht hat, korrumpieren zu wollen. Auf die Gefahr hin, dem Berliner Tageblatt die Freude zu verderben, will er nichts von sich hören lassen und bleibt selbst harthörig. Er hat wohl den Schrei gehört, als der das Buch wirkt, bleibt aber taub für alle Bitten, selbst für die der Wiener Firma Mosse, die ihm unter Hinweis auf die im Berliner Tageblatt erschienene Empfehlung dringend anrät, sich mit einem Inserat zu revanchieren, zu dessen »sorgfältigster Ausführung« sie sich erbötig macht. Der Betrieb hat also einen nicht geringen Umfang, und wenn die Berliner Presse selbstlos für die Literatur eintritt, so wollen eben viele Leute daran verdienen. In Wien ist das ganz anders. Da kommt zuerst die Annonce und dann das Vergnügen.

* * *

Matthias Claudius' Werke sind kürzlich in drei Bänden im Utopia-Verlag Weimar erschienen. Der Herausgeber Dr. Bruno Adler läßt diese Gesamtausgabe, die in den ersten zwei Bänden »Sämtliche Werke des Wandsbecker Boten« und in ihrem dritten Band eine Auslese aus »Tändeleien und Erzählungen« enthält, seiner kleinen, bei Perthes erschienenen Sammlung folgen, in der leider das unvergängliche »Kriegslied« gefehlt hat.

* * *

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegen«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

In der Arbeiter-Zeitung wird, sonderbar genug, der Streit ausgetragen, ob Grillparzer mehr ein deutscher Klassiker war oder ein vaterländischer Dichter, was die Arbeiter aufregen dürfte. Herr Dr. Oskar Katann, ein vaterländischer Literaturhistoriker, reklamiert an Grillparzer das Heimatliche, nicht ohne selbst einzuräumen, daß er der »dritte Klassiker der deutschen Nationalliteratur« war. Angehöriger eines Berufs, der sein Leben damit ausfüllt und unseres ausfüllen möchte, »Einflüsse« nachzuweisen, und der sich den freilich nicht sehr erfüllten Kopf darüber zerbricht, daß norddeutsches und österreichisches Schicksalsdrama verschiedene Dinge sind, »weil die norddeutsche Entwicklungslinie keine Geschichte aufweist«, ist natürlich entzückt davon, daß es gelungen ist, »dem Einfluß des des Wiener Dialekts, beziehungsweise der Umgangssprache auf Grillparzers Sprache nachzugehen«, was bei Gott nicht allzu halsbrecherisch war. Grillparzer selber habe in sein Tagebuch geschrieben: »Ich bin ein dorischer Dichter. Ich kümmere mich den Henker um die Sprache der Leipziger Magister und des Dresdener Liederkreises«. Das glaube ich auch, und wenn jemand die Randstriche ansieht, die ich, der nicht gerade in dem Verdacht steht, die Sprache der Leipziger Magister und des Dresdener Liederkreises erfreulich zu finden, mir kürzlich in »Medea« und »Der Traum ein Leben« so ziemlich zu jedem Vers eingezeichnet habe, dann würde er zwar nicht genau wissen, der wieviele Klassiker der deutschen Nationalliteratur Grillparzer war, aber immerhin finden, daß es mir wie nur einem perfekten Literaturhistoriker gelungen ist, den Einfluß des Dorischen bei Grillparzer nachzuweisen. (Freilich in der auffallenden Distanz gesehen, in der diese in den schlimmsten Zufallsversen gymnasialen Dilletantismus verfaßten wirksamen Theaterstücke zu der sprachlich solideren Produktion etwa des »Treuen Dieners« stehen.) Alles in allem neige ich also zu der Ansicht des Herrn Dr. Katann, daß Grillparzer mehr ein vaterländischer Dichter war. Er hat auch ganz recht, wenn er behauptet, daß die österreichische Literatur spezifisch österreichische Züge aufweise, führt, um dies deutlich zu machen — nebst Hafner, Hensler, Gleich, Meisl, Bäuerle, die in solchen Fällen, daß dich das Mäusele beißt, immer aufmarschieren müssen, Raimund und Nestroy an, und sagt, er glaube:

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und Kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstern Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

die von mir im Auftrag der Direktion der Sammlungen geleitete Ausstellung im Rathaus »Das volkstümliche Theater in Wien seit hundertfünfzig Jahren« mußte auch den breitesten an der Frage interessierten Kreisen die spezifische Eigenart des Wiener Volkstheaters erschöpfend bewiesen haben.

Ist mithin alles bewiesen. was nicht zu beweisen war, weil's niemand bezweifelt hat, so erfährt man doch auch, wer der verdienstvolle Mann ist, der die Entwicklung von Raimund und Nestroy zu Brammer und Grünwald im Raum bemeistert hat, ein Selim-Porträt aus dem Besitze Benatzkys ausgestellt und die kulturhistorisch nicht unebene Enthüllung produziert hat, wie die Mitglieder der Hölle ihre Photographien eigenhändig Herrn Julius Bauer dedizieren. Ich war von der Leitung des Musik- und Theaterfestes um Überlassung der Handschrift zweier Zusatzstrophen zum »Kometenlied« angegangen worden und einem technischen Zufall hatte ich die Annehmlichkeit zu verdanken, daß sie nicht mit den Trophäen eines ganz anderen Wiener Nachtlebens zur Schau gestellt waren. So war dem verantwortlichen Arrangeur erspart geblieben, die Handschrift eines Autors auszustellen, den er nicht für die vaterländische Kultur reklamieren könnte, und mir die Umgebung der vaterländischen Kultur. Und wenn nicht auch die Mitglieder der Chatam-Bar gefehlt hätten, wäre die spezifische Eigenart des Wiener Volkstheaters auch für jene erschöpfend bewiesen worden, die den größten Wert darauf legen, Grillparzer als einen von der Muttererde losgelösten deutschen Klassiker zu betrachten. Bei dieser Gelegenheit sei aber den österreichischen Literarhistorikern — die deutschen, die wahrscheinlich Nestroy mit i schreiben, gebe ich auf — ein für allemal bedeutet, daß sie sich in der österreichischen Literatur sofort auskennen würden, wenn sie sich nicht auf die Eindrücke ihrer Lektüre verlassen, sondern einmal mich den »Talisman« vorlesen hören wollten. Da würden sie sich die strapaziöse Anordnung der Klassiker ersparen und sofort erkennen, daß die paar Sätze des Titus, in denen er schwadroniert, wie er graue Haare bekommt die Lebensarbeit der Grillparzer und Anzengruber aufwiegt.

H. v. Hofmann

18

akt²

le

H. v. Hofmann
Jah.

~~Handwritten scribble~~

(bunlich
falsch!)

(Chatam
=

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen ändern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

die von mir im Auftrag der Direktion der Sammlungen geleitete Ausstellung im Rathaus »Das volkstümliche Theater in Wien seit hundertfünfzig Jahren« müßte auch den breitesten an der Frage interessierten Kreisen die spezifische Eigenart des Wiener Volkstheaters erschöpfend bewiesen haben.

Ist mithin alles bewiesen, was nicht zu beweisen war, weil's niemand bezweifelt hat, so erfährt man doch auch, wer der verdienstvolle Mann ist, der die Entwicklung von Raimund und Nestroy zu Brammer und Grünwald im Raum bemeistert hat, ein Selim-Porträt aus dem Besitze Benatzkys ausgestellt und die kulturhistorisch nicht unebene Enthüllung produziert hat, wie die Mitglieder der Hölle ihre Photographien eigenhändig Herrn Julius Bauer dedizieren. Ich war von der Leitung des Musik- und Theaterfestes um Überlassung der Handschrift zweier Zusatzstrophen zum »Kometenlied« angegangen worden und einem technischen Zufall hatte ich die Annehmlichkeit zu verdanken, daß sie nicht mit den Trophäen eines ganz anderen Wiener Nachtlebens zur Schau gestellt waren. So war dem verantwortlichen Arrangeur erspart geblieben, die Handschrift eines Autors auszustellen, den er nicht für die vaterländische Kultur reklamieren könnte, und mir die Umgebung der vaterländischen Kultur. Und wenn nicht auch die Mitglieder der Chatam-Bar gefehlt hätten, wäre die spezifische Eigenart des Wiener Volkstheaters auch für jene erschöpfend bewiesen worden, die den größten Wert darauf legen, Grillparzer als einen von der Muttererde losgelösten deutschen Klassiker zu betrachten. Bei dieser Gelegenheit sei aber den österreichischen Literaturhistorikern — die deutschen, die wahrscheinlich Nestroy mit i schreiben, gebe ich auf — ein für allemal bedeutet, daß sie sich in der österreichischen Literatur sofort auskennen würden, wenn sie sich nicht auf die Eindrücke ihrer Lektüre verlassen, sondern einmal mich den »Talisman« vorlesen hören wollten. Da würden sie sich die strapaziöse Anordnung der Klassiker ersparen und sofort erkennen, daß die paar Sätze des Titus, in denen er schwadroniert, wie er graue Haare bekommen habe, die Lebensarbeit der Grillparzer und Anzengruber aufwiegt.

X X
X X

(Wiederholt hat ich
Grillparzer und Nestroy
? haupt. N.
Nestroy) wie oft ich
in Kopie mit
ihm (Grillparzer)!

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezipivität und Verjüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsvermögen im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppenheater dem Wurst zuzuhörten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenker Stammlokalen begegnet ist,

U daß er sich — im Eselskopf — die Elfen vorstellen ließ, genau so wie Vorstellungen vor Franz Joseph berichtet werden (»Es ist sehr schön — es hat mich sehr gefreut!), war ja sehr lustig und satirisch, aber ich meine, die Habsburger gehören nun einmal überhaupt nicht in den »Sommernachtstraum«.

O. K. hat Sinn für das Kindertümliche. Aber dafür scheint ihm für das Greisentümliche das Ohr zu fehlen. Wie wäre dieses Zitat sonst möglich? Und wie setzen sich Theatereindrücke in einem Kopfe um, der das sozusagen geflügelte Wort des österreichischen Lebens in solcher Gestalt bewahrt? Wenn ein Untertan Franz Josephs dessen siebzigjährigen Regierungsschlaf aus Pietät fortsetzte und nicht zu derwecken wäre — könnte er noch immer eher daraus die Worte sprechen: »Es war sehr schön, es freut mich sehr.« Und weiß Gott, eher könnte einer zitieren: »Im Anfang ist das Wort«, als jenes, dessen zufriedene Quittung unser Ende bedeutet hat, so zu zitieren. Ich bin ja gewiß einer, der mit dem Worttümlichen überspannt; aber wie an dem schlichten Sätzchen, in dem unser ganzes Gedeih und Verderb enthalten ist, noch etwas verdorben werden kann, das nur zu erraten setzt eine Phantasie voraus, die fast an jene heranreicht, die es trifft. Doch offenbar gibt es im Bereich der literarischen Darstellung keinen noch so übersichtlichen Sachverhalt, an dem nicht ein Loibusch verbroigt werden könnte.

Und könnte man zweifeln, daß das Lustspieltheater zum Stefansplatz näher gelegen ist als die Renaissancebühne? Um das Gegenteil als selbstverständlich anzunehmen, muß man schon einen Leitartikel schreiben. Es stellt sich — selbst für mich, der so lange schon dieses Gebiet durchforscht und es eigentlich längst wissen mußte — allmählich und mit jedem Tage heraus, daß Journalismus nichts weiter ist als eine Form, den Schwachsinn, der in jedem andern Beruf und in jeder bürgerlichen Unterhaltung sofort erkannt würde, zu kachieren, was eben durch die Suggestion der Veröffentlichung gelingt, der man aber alles eher als solche Bestimmung zutraut, wie man ja doch auf alles eher gefaßt ist, als darauf, daß hier so etwas verheimlicht werden soll. Aber es ist so, und Publizistik bedeutet nichts anderes als die Verheimlichung des Schwachsinn, der

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstern Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

~~159~~

sonst publik würde, weil sich doch in der Nachbarschaft und in den Bekanntenkreisen rasch herumsprechen würde, daß ein Trottel im Haus ist. Schreibt er aber alles das, wodurch er sonst der Umgebung auf die Nerven feile, in eine Zeitung, so gewinnt er mehr Autorität, als er durch mündliche Überlieferung verlore. Man lese nur, wie da einer an das samaritanische Anerbieten jenes Professor Doktor Robert anknüpft, der in Wien noch offene Briefe an den Bürgermeister richten darf, nachdem er geschlossene wegen der Tantiemen zu Gunsten der Gloggnitzer Hinterbliebenen erhalten hat, Herr Robert also will dem Direktor Jarno die Renaissancebühne überlassen, wenn man ihm die Steuern erläßt, ist ein braver Mann, der an sich selbst zuletzt denkt, und wird in einem Leitartikel, in dem der Wunsch laut wird, daß »den Theaterschiebungen der Nachkriegszeiten ein Ende gemacht« werde, als ein ausgezeichnete Fachmann gepriesen, der in Berlin und Wien Gelegenheit hatte, seine Fähigkeiten zu beweisen. Zwar in dem Blatt eines Journalisten, der zugleich der angestellte Reklamechef des Herrn Robert war — was gewiß bemerkenswerter ist als daß die Stadt einem so verdienten Mann wie Herrn Robert »keine Konzession mehr gibt«. Und nun, da dieser, aus reinem Erbarmen mit den sonstigen Angestellten, bereit ist, dem Direktor des Lustspieltheaters, welches ein richtiges Theater ist und dessen Lage, nach Berliner Maßstab, geradezu zentral genannt werden könnte, die Renaissancebühne, die eine eingebaute Kinobude ist, zu überlassen — was ja der Wiener Dummheit, die mit dem Praterstern den Begriff des »Entlegenseins« verbindet, als ein Gewinn erscheinen mag —, nun werden zwischen Leopoldstadt und Neubau die folgenden Gedankengänge wegsam:

12

Ein Mann wie er muß endlich wieder zu einem anständigen Theater kommen, damit den Theaterschiebungen der Nachkriegszeiten ein Ende bereitet werde Jarno, dessen Theaterbegeisterung schon an eine heilige Theaterpathologie grenzt, muß in die Stadt kommen. Seine stets interessanten Aufführungen soll er nicht im Prater, sondern im Zentrum der Stadt darbieten. Daß Jarno in unmittelbarer Nähe des Riesenrades Theater spielen muß und sich nicht eines Theaters in der Innern Stadt bemächtigen kann, ist eine typische Wiener Schande und könnte höchstens damit vergleichbar

12

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Willen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charne, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer anderordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwälzende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppenhüter dem Wurst zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

85

160

~~67~~

— 69 —

H)

sein) wie wenn das Riesenrad an Stelle der Oper und die Oper in unmittelbare Nähe des »Calafati« verlegt würde.

Aber warum sollte man das eigens tun? Und selbst dann, wenn in unmittelbarer Nähe vom Gerngroß Theater zu spielen — und irgend etwas ist immer in der Nähe — ehrenvoller wäre als neben dem Riesenrad, selbst dann wäre noch immer nicht bewiesen, daß die Renaissancebühne bereits in »die Stadt«, ins Zentrum der Stadt, ja geradezu in die Innere Stadt verlegt ist, und daß sie, solange sie in der Neubaugasse steht, vom Stefansplatz weniger weit entfernt ist als das Lustspieltheater. Gewiß würde auch der Weg auf den Neubau in Berlin keine Entfernung bedeuten, aber eben dort müßte man glauben, der Leitartikler wolle einem Theaterdirektor aus Rixdorf unter die Linden helfen, und man müßte erst die besonderen topographischen Verhältnisse Wiens erklären, um dem Fremden die Sache plausibel zu machen. Denn wie es die stolze Eigenart des Wiener ist, nicht rechts und nicht links zu schauen, sondern entschlossen seinen Weg zu gehen, wenn ein Automobil daherkommt, so hat es hier mit der Abschätzung der Distanzen seine Bewandnis, und nicht zuletzt auch der geistigen, indem der Wiener allzuleicht geneigt sein wird, wenn er ein Beispiel für eine »typische Wiener Schande« sucht, in die Ferne zu schweifen und irgend etwas aufzugreifen, was gar nicht so arg ist, anstatt seine eigene Dummheit für ein solches Beispiel zu halten. Wenn er dazu auch nicht deutsch kann und etwas »damit vergleicht, wie wenn«, so schreibt er es in die Zeitung. So bleibt in der Nachbarschaft, zwischen Praterstern und Neubau, bestimmt verborgen, daß er ein Esel ist, und Loibusche im klarsten Sachverhalt, die dem Hörer sofort auffielen, können nach Belieben verborgt werden, ohne daß der Leser es merkt.

10

X x X

~~—~~

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsvermögen im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, trag doch einen leichten Gernuch heimathlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwälzende Kenntniss der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mit allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaublich und Burdach wollte desgleichen thun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurst zuzuschätzen«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Mit weit berechtigterem Verdruß als dem der Flachköpfe, die keine Ansicht organisch produzieren und darum die angenommene durchs Leben bewahren, werde ich, wenn ich zum Durchblättern alter Hefte genötigt bin, auf Irrtümer stoßen, die ich, mit Dank für die Gnade der Entwicklung, zu offenkundig bereit habe, um den Vorwurf der »Widersprüche« für eine Enthüllung und nicht vielmehr für das Privileg der unentwegten Dummheit zu halten. Weit erstaunlicher jedoch als der Wechsel einer Ansicht binnen fünfundzwanzig Jahren ist die Übereinstimmung und die gegenüber dem Fall »Nestroy und das Burgtheater« — bis auf die Konfrontierung der Fragen, ob Nestroy burgtheaterfähig und das Burgtheater nestroyfähig sei — in der Tat überraschend. Ich hatte, als kürzlich der Aufsatz erschien, keine Ahnung mehr, daß ich seinerzeit davon überhaupt gesprochen hatte, und finde nunmehr — beim Aufsuchen von Urteilen über die Inkompatibilität von Theaterkritik und dramatischem Geschäft — die folgende Notiz, die im April 1901 erschienen ist und an deren Schluß die ungemein interessante Reminiszenz an einen Fall von kritischem Amtsmißbrauch steht, welcher jenem Hofrat Uhl nachgesagt wurde, der ein späteres Geschlecht von Theaterparasiten gewiß um ebenso viele Köpfe überragt hat, als ihnen fehlen.

Die Einführung »Lumpazis« in das Burgtheater hat zu allerlei Erörterungen über Würde, Tradition, Vornehmheit und ähnliche im Theatercassensjargon unbekannte Dinge Anlass gegeben. Es ward seltsamer Weise darüber gestritten, ob Nestroy burgtheaterfähig, nicht aber darüber, ob das Burgtheater nestroyfähig sei. Und diese ist, dünkt mich, die wichtigere Frage. Dass Nestroy mindestens denselben Anspruch auf ein Plätzchen im Repertoire der Wiener Hofbühne hat wie Anzengruber, ist wohl eine ausgemachte Sache; aber beiden mag man den Einlass versperren, wenn ein Vergleich ergeben hat, dass sie in der Darstellung der Volksbühnen besser aufgehoben sind. Wenn Nestroy im Burgtheater schlecht gespielt wird, so leidet ohne Frage bloß die Würde, Vornehmheit und Tradition Nestroy's darunter, und es ist zu läppisch, auf einer Bühne, die sich zum Wienerthum der Misch und Triesch bequemt hat, »prinzipiell« den Dialekt Nestroy's zu verpönen. Solange Wien einen Girardi als Valentin sehen kann, wird es eine reinliche Scheidung Raimunds und des Burgtheaters wünschen, und wenn Herr Kainz jetzt auch noch den Zwirn gibt, so werden wir jenen unerbittlichen Traditionsrichtern zustimmen, die die Einführung Nestroy's in das Hoftheater eine Abgeschmacktheit nennen.

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide förtriche Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

87 162

Zu ihnen gehört vor allen Herr Hofrath Uhl in der ‚Abendpost‘, der sich unterfieng, Nestroy mit einer solchen Geringschätzung zu behande'n, als ob er der Wiener Aristophanes, nämlich Herr Karlweis, wäre. Und was Herr Hofrath Uhl in der ‚Abendpost‘ begann, setzt Herr Hofrath Staberl am Sonntag in der ‚Neuen Freien Presse‘ fort, der wieder einmal eine gute Gelegenheit gefunden hat, sich als Rothschild des Erinnerungsvermögens zu bewähren. Nestroy habe ihn immer, wenn Staberl nach Paris fuhr, gebeten, falls er etwas für ihn Passendes sehen würde, ihm die Stücke zu empfehlen, die Bearbeitung zu überwachen u. s. w. »So kam auch die ‚Vorlesung bei der Hausmeisterin‘, an welcher Posse Nestroy fast keinen Theil hatte — nur die recht schwache Vorlesung selbst hat er, und zwar von mir gezwungen, geschrieben — zur Aufführung.« Warum er Nestroy »gezwungen« hat, die schwache Vorlesung selbst zu schreiben, erzählt Staberl nicht. Aber glücklicherweise gibt es in Wien noch Leute, die sich auch nicht übel erinnern können, und einer von ihnen theilt mir mit, die ganze Affaire habe sich ein wenig anders verhalten. Staberl war einst ein in Theaterkreisen recht gefürchteter Herr und der Vorkämpfer jenes Systems des kritischen Amtsmissbrauchs und der Bedrückung der Bühnen, das sich später in so glorreicher Weise durchsetzen sollte. Er hatte eine sprachkundige Freundin, die Stücke übersetzte, und Staberl, der »die Bearbeitungen überwachte«, verwendete sich für die Annahme der Übersetzungen bei den Direktoren, die dem Mitarbeiter der ‚Presse‘ gegenüber auch recht zuvorkommend sein mußten; denn während Flamm, Bittner, Gottsleben, ja selbst ein Hopp nur 25 bis 30 Gulden für einen Akt bekamen, erhielt Staberl's Schützling bedeutend mehr. Erinnert sich Staberl noch daran, wie er sich nach den Premieren benahm? Gefiel die Pièce, dann blähte er sich, als ob er die Verfasserin des Stückes wäre; gefiel sie nicht — was auch öfters vorkam —, dann lehnte er entschieden ab, an der Sache be'heiligt gewesen zu sein. Nun ist er recht geschwätzig, der Herr Hofrath Staberl; aber — Alles sagt er nicht. O nein. »Das sind so (wie Nestroy sagen würde) die psychologischen Quadrillierungen, die das Unterfutter des Charakters bilden«

*

An dem Tag, an dem »Nestroy und das Burgtheater« herausgekommen war, und eine halbe Stunde, ehe ich in den Musikvereinsaal ging, um mir zur Erholung von dem Burgtheater-schrecken meine Vorlesung des »Konfusen Zauberers« anzuhören, — ich war wohl der einzige Wiener Schriftsteller in dem Saal, der von mehr als zwei Grenadiern gefüllt schien —, empfing ich die folgende Zuschrift, deren Inhalt wie magisch in die Debatte einzugreifen schien und ein Beispiel zu bieten, wie in der väterländischen Journalistik auf allen Seiten und Gebieten verkehrt gezaubert wird:

über

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

163
88

Wien, am 12. Jänner 1923.

Sehr geehrter Herr!

L1.
Höflichst auf Ihre Notiz »Um Nestroy« in der Dezember-Nummer der »Fackel« bezugnehmend, möchte ich mir erlauben, Sie auf eine Kritik aufmerksam zu machen, die in der Klagenfurter Zeitung »Freie Stimmen« am 21. Juli 1923 erschien und sich mit den Nestroy-Aufführungen des Burgtheaters und Ihrer eigenen Nestroy-Wiedergabe beschäftigt. Da ich leider in meiner Sammlung der Wiener Theaterbriefe nur ein Exemplar besitze, kann ich Ihnen dieses nicht zur Verfügung stellen, gestatte mir aber, Ihnen eine Abschrift beizulegen und würde mich freuen, wenn sie von derselben Gebrauch machen könnten.

Hochachtungsvoll

Wiener Theaterbrief
von Dr. Erwin Stranik.

Das Burgtheater erinnert sich seines Österreichertums. Natürlich gerade vor Saisonschluß. Und erzielt dadurch volle Häuser. Man könnte dies (als Außenstehender) vielleicht als einen Erfolg deuten, als Beweis dafür, daß der Wiener, wenn er Gutes, altes wienerisches Theater sehen kann, tatsächlich Interesse, ja ein Bedürfnis darnach zeigt. Eine Täuschung — wie beinahe alles, was wir in den letzten Jahren, sei es bei der Kritik, beim Publikum oder auf den Bühnen selber erlebten.

Das Burgtheater will Nestroy's »Einen Jux will er sich machen« aufführen. Ein kühnes Unterfangen, wenn man die Größe eines Nestroy und die Kleinheit der jetzigen Burgtheatergilde kennt, sobald sich diese aus allen Weltteilen, nur nicht aus Wien stammenden Schauspieler vereinen, ein Lokalstück zur unseligen Aufführung zu bringen. Nach den gräßlichen Entgleisungen bei Raimunds Stücken hätte Herr Paulsen (dem ich sonst gewiß nichts Schlechtes nachsage) gewitzigter einem Nestroy gegenüberstehen müssen.

Ich habe in Wien einmal anlässlich eines Gespräches über Nestroy ein lustiges Wort gehört: »Nestroy — mein Gott, den glaubt der Karl Kraus gepachtet zu haben.« Hinter diesen vielleicht harmlos-dumm, vielleicht hämisch-böse gemeinten Worten verbirgt sich eigentlich eine tiefe Wahrheit. Wer nur ein einzigesmal Karl Kraus Nestroy lesen gehört hat, wird den unvergänglichen Eindruck erhalten: Alle Personen dieser so überaus lustigen, zeitlos aktuellen, weil gerade prägnant für ihre Zeit geschriebenen Satiren erwachen zu neuem Leben, aus der Kleinheit des alltäglichen Aspekts wird man plötzlich in ein Meer von Unendlichkeit geworfen und in einem Augenblicke mindestens fühlt jeder der Hörer, daß eben jetzt Nestroy ihn selber mit seiner satirischen Pritsche geißelt.

44
Karl Kraus liest nur Nestroy. Sein Nestroy lebt nur vom Podium aus und doch muß man sagen: er — nur er ist es, der den größten österreichischen Satiriker uns lebendig erhält, während ihn

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

89 164

das Burgtheater mit all seiner gemachten und gewollten Ausstattungsmeierei in geradezu schamloser Weise zu Grabe trug, nein — auf den Misthaufen warf.

Man mißverstehe mich nicht: ich will keineswegs behaupten, daß es der Darstellung oder der Regie an guter Absicht gefehlt hätte — vielleicht hat jeder der ganzen Gesellschaft sein Bestes gegeben — aber dieses Beste fiel eben so traurig aus, daß man nur weinen konnte, nicht lachen. Vor allem fehlte der Wiener Humor. Das Stück wurde in einer Weise gespielt, als ob es sich darum handelte, in einem Marionettentheater komische Figuren zu stellen. — So verpuffte die ganze, große Satire Weinberls wie sinnlose Schwefelei; am typischsten aber konnte man das Versagen des Burgtheaters in der Episode mit dem Schneider erkennen; ich sah das Stück vor einigen Jahren bei der »Wiener Wanderbühne« (die seither aufgelöst wurde) — : im Burgtheater verpuffte die ganze Szene ohne auch nur das leiseste Lächeln in Nichts.

Das Bedenklichste jedoch bei all diesen Aufblieb und bleibt das Publikum. Denn daß unser heutiges Wiener Publikum einen solchen Nestroy hinnahm, ohne Widerspruch, manchmal sogar mit Lachen bezahlte, das zeigt, daß die Leute von heute tatsächlich jeden Zusammenhang mit der alten Tradition und jedes Verständnis für Größe aus Kleinem heraus verloren haben.

Armer Karl Kraus — ist das das Ende, der Dank der Wiener für deine vielen, prächtigen Nestroy-Vorlesungen?

»Wem sagen Sie das?« würde ich antworten, wenn's nicht in Klagenfurt gesagt worden wäre, so daß man nicht einmal »ausgerechnet« antworten darf (selbst wenn man nicht dazu nähme, wie oft und wie ich seit 1923 Nestroy in Wien vorgelesen habe). Und es ist ein ausgesprochenes Hakenkreuzler-Blatt, in dem das Feuilleton erschienen ist und das, wenn es noch einen Funken Ehre im Leib hat, sich demnächst aus Wien berichten lassen müßte, daß ein Kohnnationaler es gewagt hat, dem christlich-germanischen Schönheitsideal, auf das nun endlich das Burgtheater gestimmt ist, sein Recht auf Nestroy streitig zu machen. Nun, der Fall ist gewiß bezeichnend für die Konsequenz, mit der der Zufall des redaktionellen oder vielmehr des schriftleiterischen Glücks die Gaben ohne Wahl verteilt. Aber die Geringfügigkeit und Entlegenheit der Stelle, an der das Urteil laut wird, und der Umstand, daß es ein Kritiker abgibt, der ständig für Wiener Blätter schreibt, ist vor allem charakteristisch für Wien.

*
/ (10m)

+

(10m Ms.)

~~10m~~
Tisdenthal

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

ausgeführt a Kraus = Kritik

165

95

— 89 —

Zur Sprachlehre

Sehr geehrter Herr Kraus!

Im letzten Dezemberheft der ‚Fackel‘ ereifert sich einer Ihrer Sprachschüler — übrigens ganz unbegründet, wie ich glaube und wie Sie es ja nachweisen — über die sprachliche Unzulässigkeit der Zusammenstellung »gegen Ehrenstein? Nein, von!«. Er weist im gleichen Zusammenhange auf einen Satz Schillers hin, der, wie er sagt, »an dem gleichen Übel krank«. Seine Schlußbeifügung in Klammer, daß er aus dem Gedächtnis zitiere, war freilich sehr am Platze, zugleich aber auch ein Beweis allzu rascher Verurteilung der Schiller'schen Sprachlehre. Zudem war das Zitat unrichtig. Der Titel der Antrittsrede Schillers lautet nicht: »Was ist und zu welchem Ende studieren wir Universalgeschichte?«, sondern: »Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?«. Schon vor etwa 25 Jahren, in meiner Gymnasialzeit, hat mich dieser Schiller'sche Satz intensiv und unaufhörlich beschäftigt, und immer wieder habe ich mir den so unschönen, so verdächtig jargonähnlichen, dem inneren wie dem äußeren Ohre mißfallenden Anfang dieses Satzes nicht recht erklären können. Denn auch im richtigen Zitat: »Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?« sieht es so aus — und sah es auch für mein Studentenauge so aus —, als ob hier ein Subjekt »Was« und ein Objekt im Akkusativ »Universalgeschichte« gleichzeitig vom Verbum »heißt« abhängig gemacht sei, was auch Sie, sehr geehrter Herr Kraus, gerechterweise als fehlerhaft bezeichnen. Erst viele Jahre später bin ich darauf gekommen, daß Schiller grammatikalisch hier ganz im Rechte war (wenn auch vielleicht nicht phonetisch). In seinem Satze ist zweifellos das Wörtchen »man« als das gemeinsame Subjekt für beide durch »und« verbundenen Sätze aufzufassen und das Verbum »heißt« bloß als eine transitive Ersatzform für die Wendung »nennt man«. Die Fassung müßte, um Undeutlichkeit zu vermeiden, genau also lauten: »Was heißt man und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?« und diese Verdoppelung von »man« hat Schiller offenbar als unschön vermeiden wollen. Das Wort »Was« steht bei Schiller genau so wie »Universalgeschichte« im Akkusativ, nicht im Nominativ. — Dem Dichter Schiller grammatikalische Fehler anzukreiden, dürfte übrigens weitaus schwerer fallen als etwa den Dichtern Kleist, Hebbel und A. W. Schlegel. Auch in der oft bemängelten Stelle aus dem Teilmonolog »Auf dieser Bank von Stein will ich mich setzen« ist von Schiller sicherlich wohl überlegt der Dativ statt des gebräuchlichen Accusativs verwendet worden. In der Fortsetzung »... Dem Wanderer zur kurzen Ruh bereit« ist leicht die Erklärung dafür zu finden,

L

lt

li

f.

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

166
96

daß Schiller nicht auf die Frage »wohin sich setzen« antworten wollte, sondern auf die Frage, was an der Stelle, wo sich Tell gerade befindet, dieser nun außer dem Warten gerade unternehmen soll. Und er antwortet sich gleich dann selber: er will irgendwo kurze Rast halten. Zu langer Ruhe legt man sich, zu kurzer Ruhe, setzt man sich, aber man stellt sich nicht auf die Bank oder man steht nicht auf ihr, weil sie eben nur für's Sitzen »zur kurzen Ruh bereit« ist. Eine Wendung wie aus Kleists »Penthesilea«: Was geht dem Volke der Pelide an?« dürfte man bei Schiller vergeblich suchen. Ebenso das von Hebbel oft mißbrauchte »größer wie« statt »größer als«. Aber Vielen wird es wohl auch entgangen sein, daß die folgende berühmte Stelle aus »Hamlet« in der Schlegel'schen Übersetzung grammatikalisch unmöglich ist:

»Gewiß, der uns mit solcher Denkkraft schuf,
 Voraus zu schau'n und rückwärts, gab uns nicht
 Die Fähigkeit und göttliche Vernunft,
 Um ungebraucht in uns zu schimmeln.«

Die Konjunktion »um« könnte grammatikalisch in zwei Ausdrücke aufgelöst, nur auf das Subjekt des Hauptsatzes zurückbezogen werden, das hier gemeint ist, nämlich auf Gott: Er, der uns mit solcher Denkkraft schuf, gab uns nicht die Fähigkeit und göttliche Vernunft, damit er ungebraucht u. s. w. Das gäbe natürlich gar keinen Sinn. Bei Schlegel aber ist der mit »um« eingeleitete Nebensatz d. h. das in der Konjunktion »um« versteckte Subjekt »wir« auf die Objekte »Fähigkeit« und »Vernunft« bezogen, was grammatikalisch unzulässig ist. Man müßte die Stelle etwa so ergänzen: sondern er gab sie uns, damit wir sie richtig gebrauchen oder, damit er uns eben dadurch vom Tiere unterscheiden könne. Mit andern Worten: Die Akkusativ-Objekte »Fähigkeit« und »Vernunft« des Hauptsatzes dürfen in dem (mit »um«) abgekürzten Kausalnebensätze auch nur im Sinne eines Akkusativs versteckt sein, und nach Auflösung des Nebensatzes in »damit wir sie . . .« muß auch das Ersatzwort »sie« im Akkusativ stehen. —

Nicht, weil ich in der »Fackel« Sprachlehre treiben möchte, sondern nur, um Schiller vor ungerechten Vergleichen eines aus schwachem Gedächtnis Zitierenden zu schützen, bitte ich Sie, sehr geehrter Herr Kraus, diese Richtigstellung im nächsten Hefte — nach Belieben verkürzt oder unverkürzt — zu veröffentlichen.

In besonderer Hochachtung und Verehrung

Ihr ergebener — —

Hier ist manches gut, aber nicht richtig gemeint, mehr noch unrichtig begründet oder gesagt, doch alles bietet dankenswerten Anlaß, vieles zu sagen und zu begründen. Zunächst muß, ob der Einsender Recht oder Unrecht mit seiner Verteidigung des Schiller-Satzes habe, dieser in das Recht seines Wortlautes eingesetzt werden.

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Das Zitat war also falsch; aber daß es so plausibel richtig klingt, daß ich der Fahrlässigkeit schuldig wurde, es nicht zu überprüfen, ist doch ein Beweis dafür, daß die Auffassung, im Original sei ein grammatikalischer Fehler enthalten, fast schon einer Zwangsvorstellung entstammt, und so interessant die Entdeckung der Funktion des »man« ist, sie wird dieser Auffassung kaum den Garaus machen. Wäre das »man« entscheidend, so hätte der Einsender gar nicht sagen dürfen: »Zudem war das Zitat unrichtig«, sondern die Unrichtigkeit des Zitats, die Reklamierung des »man« wäre ja das Um und Auf seiner Verteidigung der grammatikalischen Richtigkeit des Originals. Wenn das Zitat richtig gewesen wäre, bliebe der traditionelle Tadel zweifellos im Recht. Er ist aber auch nicht durch die Richtigstellung entkräftet und bei der Wahl, die diese noch übrig läßt: zwischen einem schlichten grammatikalischen und einem komplizierteren und auch stilistischen Fehler Schillers, möchte ich lieber für jenen entscheiden, der wohl einer ist, aber bei einer chiffragehaft verkürzenden Titelgebung — mag solche auch eher einem kommerziell und telegraphisch bestrebten Zeitalter anstehen — immerhin als Absicht denkbar. Gewiß ist die Deutung »Was heißt man« möglich, aber als Rettung des Satzes doch fragwürdig. Was dabei herauskommt, wäre nur die Erkenntnis, daß diese Abkürzung, für das schärfere Ohr, gleichfalls auf Kosten der Grammatik erfolgt, daß sie aber vor allem eine Überschätzung der stilistischen Tragfähigkeit bedeutet, also einen Stilfehler. In die Begründung führe ich am besten ein, wenn ich vorerst den Einsender darüber aufkläre, daß der grammatikalische Fehler des falsch zitierten Titels durchaus nicht darin gelegen ist, daß »ein Subjekt ‚Was‘ und ein Objekt im Akkusativ ‚Universalgeschichte‘ gleichzeitig vom Verbum ‚heißt‘ abhängig gemacht« wird, »was auch ich gerechterweise als fehlerhaft bezeichne. Das tat ich keineswegs, vielmehr habe ich die gleichzeitige Funktion eines Wortes als Nominativ und als Akkusativ als fehlerhaft bezeichnet, die des Wortes »Universalgeschichte«: also die Verwendung dieses Wortes als Subjekt und Objekt. Denn »Universalgeschichte« ist das Subjekt des ersten Satzteils und nicht »Was«, wie der Einsender glaubt, welches vielmehr das Prädikat des ersten Satzteils ist. Dieser Satzteil, konstruktiv niedergeschrieben, lautet: »Universalgeschichte heißt: was?«

✓
77

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

98

Antwort: Weltgeschichte, oder die oder jene Wissenschaft. Dies natürlich nur dann, wenn »heißt« »bedeutet« bedeutet. Was heißt (oder bedeutet) »heißt« aber sonst noch? »Wird genannt« oder »führt den Namen«. In diesem Fall: Was heißt Universalgeschichte = Was wird Universalgeschichte genannt?, in diesem Fall tritt die Umkehrung ein: »Was« ist nun tatsächlich Subjekt geworden, »Universalgeschichte« jedoch Prädikat. In beiden Fällen ist »Universalgeschichte« ein Nominativ, also unmöglich als solcher aus der späteren akkusativen Funktion der Universalgeschichte herstellbar. Das hatte ich gemeint. Der Schiller'schen Wendung, wenn man sie jenseits der Möglichkeit des »man« durchdenkt, liegt offenbar eher »bedeutet« als »wird genannt« zugrunde. Aber wenn selbst das zweite der Fall, also »Was« tatsächlich Subjekt wäre, bliebe noch immer die Angabe unverändertlich, es werde an der Schiller'schen Wendung ausgesetzt, daß dieses Subjekt und jenes Objekt »gleichzeitig vom Verbum ,heißt' abhängig gemacht« sei. Das ist an und für sich ganz unmöglich und »heißt« hat doch nur eine Funktion im ersten Satzteil. Also keine Gemeinsamkeit zwischen dem »Was« und der »Universalgeschichte«, sondern ausschließlich eben deren Gemeinsamkeit für zwei Aussagen bildet den Fehler. Wenn der Einsender »Was« so ohneweiters für ein Subjekt hält, könnte er leicht auch annehmen, »Universalgeschichte« sei das Akkusativobjekt des ersten Satzteils, und dann wäre dessen Gemeinsamkeit ja durchaus möglich. Zu Schillers Zeiten war aber die Diskrepanz eher noch größer als heute. Denn in der Bedeutung »heißt = bedeutet«, die ich dem ersten Satzteil zugrundelege, war da wohl noch ein rechtschaffenes Akkusativobjekt vorhanden: nicht in der »Universalgeschichte« — da wäre ja die Abkürzung gestattet —, sondern im »Was«, welches heute ein Nominativprädikat ist. »Universalgeschichte heißt die oder jene Wissenschaft«: das war in sprachdenklicherer Zeit eine transitive Wendung, mit einer deutlichen Zielbeziehung von Subjekt zu Objekt, die heute nur noch (und kaum fühlbar) in »bedeutet« vorhanden ist, während an »heißt« einfach ein Nominativ oder etwas Unflektierbares angegliedert wird. Es mag ja schon etwas (Nominativ) heißen oder etwas (Akkusativ) bedeuten, daß heute selbst die Grammatiker nichts darüber aussagen, daß bei solcher Bedeutungsidentität zweier Worte ein

la ✓

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Tausch von Prädikat und Objekt stattfindet und daß bei dem unmerklichen Bedeutungswechsel eines und desselben Wortes (»heißt« = »bedeutet« und = »wird genannt«) eine gänzliche Umkehrung von Subjekt in Prädikat platzgreift. Dieses »heißt« hat freilich seine Geheimnisse und Tücken, die man ohne heißen Kopf kaum durchdenken kann. Die so leichte Möglichkeit, auch bei dem »heißt« im Sinne von »bedeutet« das »Was« als Subjekt anzunehmen, was natürlich falsch ist, ermöglicht leicht die doppelte Verwendung der »Universalgeschichte«. Sie ist aber in Wahrheit nicht möglich, und ganz ebenso wenig bei »wird genannt«. Sehen wir zu, ob sie bei »heißt man = nennt man« grammatikalisch gelingen kann. Damit wären wir also zu der Deutung des Einsenders gekommen, daß dieses »heißt« nicht vom intransitiven, sondern vom transitiven »heißt« (von »nennen«, nicht von »genannt werden«) genommen sei, welches ja gleichfalls vorhanden ist. (Nebstdem daß es auch noch anderes bedeutet, wie »befehlen« oder »es geht die Rede« im formelhaften »es heißt«.) Also: »Was heißt man Universalgeschichte?«. Das ist gewiß die kommodeste Art von »heißt«. »Was«: wäre dann das Objekt des ersten Satztheils, »man«: das gedachte Subjekt, und »Universalgeschichte«: das gedachte akkusative Prädikat. Nun, die Vereinigung eines solchen mit dem ausgesprochenen Objekt des zweiten Satztheils, oder vielmehr seine Beziehung aus diesem bliebe noch immer ein grammatikalisches Problem und für gelungen würde ich die Doppelverwendung hier beiweitem nicht halten. Nur wenn der Sinn des ersten Satztheils der gerade umgekehrte wäre — und die Gefahr, ihn mitzudenken, liegt verteuft nahe —: Als was bezeichnet man Universalgeschichte? Wie nennt man sie? Was heißt man sie? Etwa: »Das Weltgericht« oder »Eine Wissenschaft, die leichter ist als Sprachlehre« — nur dann wäre es grammatikalisch tadellos, zu verbinden: Was heißt man und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? (Wobei ich keineswegs auf die Verdoppelung des »man« verzichten möchte). Und etwa die Antwort: »Weltgericht heißt man und zu frommem Zweck studiert man Weltgeschichte«. Schiller fragt aber: Was wird Universalgeschichte geheißen, oder: Was ist es, das man Universalgeschichte heißt, und

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter, trug doch einen leichten heimathlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Annuit zur Schaustelle, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der auf einer Forschungsreise für längere Zeit nach Wien kam. Darum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zusauchten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Fründes Schlenher Stammlokalen begegnet ist,

201

Verkürzung. Und nicht zuletzt wäre zu sagen, daß auch die Doppelverwendung des »man« eine stilistische Bedenklichkeit insoferne bedeutet, als derselbe Faktor, der sich über das Wesen der Universalgeschichte schon im Klaren ist, nicht so ohneweiters identisch mit dem sie erst studierenden sein könnte. Da ist es doch natürlicher und stilistisch erlebter, die Definition als vollzogen zu denken und an sie die Frage nach dem Zweck des Studiums anzuschließen, mag dies auch mit einer jener grammatikalischen Unebenheiten erkaufft sein, die den Fehler durch die Handlichkeit einer ja doch verständlichen und eben nur in einem Titel gebrauchten Chiffre wettmachen. (Mindestens würde jenes zu antizipierende »man« eine der Abknappungen vorstellen, wie sie im Zeitalter der literarischen Kopisten und Synkopisten üblich sind und etwa aus dem verbreiteten Glauben der Schriftsteller sich ergeben, daß ein und dasselbe »ist«, das nicht ein und dasselbe ist, Verbindungen stützen kann wie: »X., welcher ~~der~~ Zeuge und soeben eingetreten ist.«) So verführerisch also die Version durch ihren Einfall sein mag, so würde ich sie doch ablehnen und keineswegs zur höheren stilistischen Ehre Schillers gelten lassen.

11
Y

Was diese Bank von Stein betrifft, möchte ich eher Dante zitieren, um jene zu warnen, die sich grammatikalisch auf ihr, sagen wir niederlassen wollen; denn da ist jede Hoffnung verloren. An das Wohlüberlegte des Dativs glaube ich nicht und in der kurzen Ruh des Wanderers die Erklärung leicht zu finden, fällt mir schwer. Wenn an der Stelle, wo sich Tell befindet, »dieser nun außer dem Warten gerade etwas unternehmen« will und sich wie in der jüdischen Anekdote auch hundertmal fragt: »Also was tan mr jetzt?« (die ihm ja nach dem Hinweis auf dieser Bank geläufig zu sein scheint), und wenn er selbst den Gedanken von sich wiese, sich auf die Bank zu stellen oder auf ihr zu stehen, ja ganz mit Recht erkennt, daß man sich zu langer Ruh legt und zu kurzer setzt, so wird er als richtiggehender Schweizer doch nicht umhin können, sich in diesem Fall auf sie und nicht auf ihr zu setzen, weil er ja auch im andern Fall sich nicht auf ihr legen wird. Den Erlebnisvorgang, den der Einsender nach der Betrachtung der Bank einzuschalten scheint, in Ehren; aber selbst wenn der Wanderer die Bank auch noch so lange ~~be-~~

H 11

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verfüngskraft, die . . . und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charms, ungewöhnliche Empfindlichkeit und Einfühlungsvermögen im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie zwischen Flüedern und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zuzuschauten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenher Stammlokalen begegnet ist.

Haut H trachtet, um bei der Wahl zwischen der langen und der kurzen Ruhe, zwischen »sich legen« und »sich setzen«, für dieses zu optieren, wird ihm (und wiewohl bereits seine Gedanken auf ihr ruhen mögen) gar nichts anderes übrig bleiben, als sich regelrecht auf sie zu setzen. (Wobei übrigens dahingestellt bleiben mag, warum die Bank, obschon sie nur zur kurzen Ruh »bereit« sein mag, nicht auch ein Lagern gestatten soll, welches ja auch nicht von langer Dauer sein muß. Daß sie, weil sie zur kurzen Ruh bereit ist, ihrer Beschaffenheit nach einer langen widerstreben sollte, ist gewiß nicht der Fall und daß etwa in der hohlen Gasse die Anlagen dem Schutze des Publikums empfohlen waren und infolgedessen das Sichniederlegen verboten, dafür gibt es doch gar keinen Anhaltspunkt bei Schiller.) Nein, viel einfacher wird es schon sein, an einen Druckfehler oder — und das müssen die Literarhistoriker wissen — an einen mechanischen Schreibfehler zu glauben. Ich entscheide für den Schreibfehler, den der pietätvolle Beruf anzutasten gescheut hat, er, der sich vor der »Pandora« entschlossen hat, aus Pietät für Goethe den Urtext durch die eigene Dummheit zu ersetzen. (Auf die Bitte eines Lesers will ich — die Gelegenheit ist günstig — gern dahin wirken, daß in Goethes »Grenzen der Menschheit« statt der »segnenden Blitze«, die eine pietätvolle Literaturwelt, kindliche Schauer treu in der Brust, bis heute aus rollenden Wolken empfangen hat, was sie gar nicht genierte: endlich einmal »sengende Blitze« gedruckt werden, der Anschauung des Vorgangs zu Ehren und weil jene zwar dem Verstand eingeleuchtet haben, aber das Furchtbare doch noch tiefer auf die Knie zwingt, als der Segen.)

Was nun der Einsender zur Hervorhebung Schiller'scher Sprachreinheit an abschreckenden Beispielen bei anderen Dichtern anführt, erscheint mir gleichfalls weder glücklich gewählt noch glücklich dargestellt. Daß man eine Wendung wie die aus Kleists »Penthesilea«, in der »angehen« mit dem Dativ konstruiert ist, bei Schiller vergeblich suchen würde, kann weder für diesen noch gegen jenen Autor das Geringste beweisen, sondern nur, daß Schiller die alte, heute längst ungebräuchliche Dativform der Wendung eben nicht gebraucht hat, was unter Umständen bedauerlich ist. Dieser stärkere Dativ würde manchem heutigen Oir vielleicht auch in der Form »es kostet mir« oder gar in

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

~~Boethes~~ »Wer ruft mir?« verdächtig klingen. Sprachkritisch wird man wohl die »Penthesilea« im Ernst nicht untersuchen wollen, wenn die »Jungfrau von Orleans« in der Nähe steht. Dagegen möge es gestattet sein, an ein Abenteuer mit dem Kleist'schen Gedichte »Der Schrecken im Bade« zu erinnern, wo eine kleine grammatikalische Unbedachtsamkeit dazu führt, diesen selbst zu übertrumpfen. Kleist gebraucht als den Genitiv von Mai »des Mais«, was keineswegs falsch ist, aber gerade in der Stelle:

H. W. Hoffmann

Nun heiß, fürwahr, als sollt' er Ernten reifen,
 War dieser Tag des Mais und, Blumen gleich,
 fühlt jedes Glied des Menschen sich erschlaft

an Kukuruz denken läßt. Gedacht, gesagt. Achtzehn Zeilen später lese ich:

— — und lauert
 Dem Hirsch auf, der uns jüngst den Mais zerwühlte.

Ein stilistisches Verhängnis, dem zu entrinnen es eben doch an etwas gefehlt hat. Das Hebbel'sche »wie« nach dem Komparativ, statt »als«, ist natürlich falsch (»mißbraucht« ist aber hier eigentlich nicht das »größer wie«, sondern nur das »wie«); doch kommt es auch bei anderen berühmten Autoren vor und wäre das Geringste, was gegen die Sprache bei Hebbel einzuwenden ist. Da und von da abwärts, etwa an Grillparzer, hätte man fast Vers für Vers weiß Gott anderes zu bemerken, staunend über eine Literaturwelt, die dergleichen Papierschmuck als Dichtung fortschleppt. Aber so wenig wie dort, wo die Sprache kaum mehr als Oberfläche oder nur diese hat, der Außenfehler in Betracht kommt, so hebt er sich in tieferen Regionen von selbst auf. Es könnte da dem Sprachgefühl, wenn es sich nicht gewaltsam auf den Anspruch einer Sittenpolizei herabsetzt, unmöglich gelingen, solche Abnormitäten als Minus und nicht als Plus wahrzunehmen. Darum mag die in der Schlegel-Übersetzung des »Hamlet« zwar »vielen entgangen sein«, aber hoffentlich nicht als Vorzug. Was der Einsender, der für seinen anregenden Eifer gewiß allen Dank verdient, meint, ist an und für sich halb richtig; wäre es ganz richtig, gelangte es doch nicht an die Sphäre, in der der Gedanke sein volles sprachliches Leben nicht nur trotz des beanstandeten Konstruktionsfehlers bewahrt, sondern vielleicht durch ihn erst empfängt. Doch wollen wir, ehe der Vorzug

1/A

im L. 2

Dem ... Hoffmann

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Receptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

bewiesen sei, den »Fehler« untersuchen. Zuerst würde man glauben, daß hier etwas Richtiges vorgebracht wird, dessen Geltung auf der Ebene rationaler Sprachkritik nur durch die Begründung gefährdet wird. Denn bei Schlegel ist das in der Konjunktion »um« versteckte Subjekt nicht »wir«, sondern, wenn das gedachte Subjekt reklamiert werden soll, »Fähigkeit und Vernunft«, das syntaktische: »Gott«. Die Stelle muß auch gar nicht »etwa so« oder anders ergänzt werden. Aber da man nicht versteht, warum der einzig mögliche grammatikalische Einwand solche Umwege braucht, ersieht man plötzlich, daß hier die Kritik auf dem eigensten Gebiete fehl geht. Denn die Forderung ist einfach die, daß bei einem »um zu« mit dem Infinitiv das Subjekt des Finalsatzes (der kein »Kausalsatz« ist) identisch sei mit dem des Hauptsatzes, so daß also bei Schlegel tatsächlich Gott ungebraucht in uns schimmeln müßte, »um« die Konstruktion zu rechtfertigen, während dies doch von dem Objekt des Hauptsatzes gelten soll. Der Einsender verlangt aber, »um« den Fehler zu beheben, daß dieses Objekt im Finalsatz »auch nur im Sinne eines Akkusativs versteckt« sei. Das Objekt des Hauptsatzes braucht jedoch im abhängigen Satz weder so noch anders versteckt noch überhaupt vorhanden zu sein, sondern im strengen grammatikalischen Sinn ist nur unerläßlich, daß das Subjekt wiederkehre. Der Einsender wäre also befriedigt, wenn Schlegel konstruiert hätte: »Gott gab uns nicht die Fähigkeit, um sie ungebraucht in uns schimmeln zu lassen« (nämlich: damit wir sie schimmeln lassen); denn er verlangt, daß das »uns« als »wir« wiederkehre, was aber dem »um zu«-Infinitiv ganz egal ist, indem er viel zu zielstrebig ist, »um« auf so etwas Wert zu legen. (Und die Gefahr der Zweideutigkeit wäre größer, da hier bei grammatisch korrektem Anschluß die Handlung des Nebensatzes dem Subjekt des Hauptsatzes, Gott, ohne jeden Aberwitz zuzutrauen ist, während doch gemeint sein soll, daß wir schimmeln lassen.) Ohne Zweifel hat der Einsender, der eine sehr ermäßigte Forderung stellt und einen im strengen grammatikalischen Sinn ebenso verpönten Fehler gelten ließe, das richtige Gefühl gehabt, daß hier eine normwidrige Konstruktion vorliegt, und nun zwar im Negativen — des Nonsens vom schimmelnden Gott — den Fehler erkennt, aber

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Willen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Würstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

von seiner Interpretierung des Sinns eine positive grammatische Forderung abgeleitet, deren Unzulänglichkeit er nicht mehr fühlte, hätte er aber selbst radikal die Abweichung von der Regel, daß die Subjekte identisch sein müssen, als den Fehler der Stelle erkannt, so hätte er noch immer stilkritisch Unrecht. Denn was in der Prosa, selbst in der gestaltenden und nicht bloß gesprochenen, unmöglich oder doch bedenklich wäre, ist im Shakespeare-Schlegel'schen Versbereich eben nicht nur möglich, sondern wirklich. Hier darf und soll die Unregelmäßigkeit, daß in der »um zu«-Konstruktion statt der beiden Subjekte das Objekt des Hauptsatzes und das Subjekt des Nebensatzes identisch seien, statthaben. Also das Akkusativobjekt »Fähigkeit und Vernunft« und das gedachte »sie«, nicht aber das Dativobjekt »uns« und ein gedachtes »wir«. Diese Sinnrichtigkeit wäre hier, wenn sie Vers werden könnte, nicht nur banal, sondern weit mißverständlicher und gleichfalls unrichtig. Die ganze Kraft der Stelle liegt in der grammatikalischen Verbiegung, die, ohne die geringste Sinnverschiebung zu bewirken, dem »um«-Vers zu einem Eigenleben verhilft. Der Vorsatz, diesen Regionen, in denen die Sprache sicherer nachwandelt als sie auf Erden richtiggeht, mit grammatikalischen Mäßen nahezutreten, negiert nebst dem Ur-Recht der künstlerischen Zeugung jene sprachliche Macht, der sich die Regeln irgendwann einmal verdanken, und vor ihr bestünde keine »Helena«, keine »Pandora« und nicht der vom Zauber Shakespeares begnadete Schlegel (den durch andere Übersetzungen verdrängen zu wollen, nur der kunstgewerblichen Spielerei einfallen kann oder der textvergleichenden Gewissenshaftlichkeit, die mit ihrem Unverstand immer am liebsten die Quelle verunreinigt). Denn im Mutterschoß der Sprache trägt sich alles jenseits von Richtig und Unrichtig zu. Wie sollten ihr von der Vorschöpfung geringere schöpferische Möglichkeiten aufbewahrt sein als der Liebe? Die ästhetische Gerechtigkeit, die den Bestandteil prüft, reicht an die erotische Willkür, die ihn verwandelt, nicht hinan. »Dein Fehler, Liebste, ach ich liebe ihn, weil du ihn hast« — dies würde auch allem Sprachgebilde gelten, wenn hier die Liebe nicht doch die Schranke hätte, daß die Häßlichste mir nicht durch ihn erglänzen wird. Die bleibt den Vorschriften überantwortet. Und etwas anderes ist es, dem Sprachgeheimnis, es unter die Verantwortung

1ht

Weyßmann

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

106 6

175

der Regel stellend, nahezutreten, oder ihm nahezukommen, indem man die Regel selbst zur Rechenschaft zwingt. Denn es gibt keine, und schiene sie noch so äußerlich, der sich nicht das Innerste von jenem Wesen absehen ließe, an das sie nicht herankommt.

* * *

Von einem, der das Geheimnis wohl nicht hatte, aber doch kannte:

O Wunder sonder gleichen, wie im Laut
Sich der Gedanke selbst das Haus gebaut!
O zweites Wunder, wie dem Blick die Schrift
Den Schall versinnlicht, der das Ohr nur trifft!
Nicht Willkür schuf das Wort, sonst wär' es hohl;
Es ist des Geists notwendiges Symbol.

Emanuel Geibel.

In Dankbarkeit für die letzte Vorlesung der »Pandora« schickt ein freundlicher Leser aus der Provinz das Zitat, es mit einer jenseitigen Welt verknüpfend, mit der der Autor des Sinnspruchs wohl durch so edle Empfindung, doch nicht durch seine Persönlichkeit verbunden war, die ihn dafür den Deutschen weit zugänglicher gemacht hat, als Goethe die »Pandora«. Immerhin ein Epigone, der als ein einziger Geibel heute ein Schock = vier Mandel = sechzig Werfel von Originalen aufwiegt. Wie das Wunder doch nicht hergestellt, nur berufen ist — eben dies wird in dem »zweiten Wunder« als Schall versinnlicht. Und dennoch ist das Wort nicht hohl, nicht von »Willkür« (als Mache) geschaffen. Freilich auch nicht von jener Willkür, der als Macht gedachten, die es verwandelt und schafft.

* * *

Wie bei dem über das Weltmeer geflogenen Apostroph — dessen Problematik, wie Zuschriften von nicht weither beweisen, manchem Schwachkopf ein Lächeln entlockt hat — hat der Leser in Kapsas selbst die Lösung des Zweifels gefunden, ohne ihrer sicher zu sein. Er fühlt nicht nur, sondern bezeichnet den Unterschied der Fälle ganz richtig; und er nehme dazu, daß an jener Stelle der Infinitiv mit »zu« dreimal hintereinander gesetzt wäre (zu verzichten . . . zu verlassen . . . anzutreffen). Mehr als für »facere« gilt für »scribere« das Non est idem, si duo, das

Vischer =
Zuber
102

101

m

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstest Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

176
107

sich hier schon zum Quod licet Jovi auswächst. An und für sich ist »brauchen« ohne »zu« keineswegs falsch — das wurde nie behauptet —, es gibt Fälle, in denen es sogar vorzuziehen ist, eben wenn sich die »zu« häufen (namentlich bei »zu brauchen«) oder wo eine mehr mundartliche Färbung oder die Veranschaulichung des abgekürzten Vorgangs intendiert ist, was ganz gewiß bei der dargestellten Sphäre (Verzicht auf drei Buchstaben im Wort »Bescheidwissen«) der Fall war.

Lawrence, The University of Kansas
1. Februar 1925

Im voraus bitte ich um Entschuldigung, daß ich wieder mit einem Zweifel an Sie herantrete. Ich lese soeben zum so-und-so vielen mal in dem Fackelheft Nr. 632—639, und finde auf Seite 78, Zeile 3—4, folgende Stelle, die mich beunruhigt:

braucht dieses Bescheidwissen nur auf drei Buchstaben in der Mitte verzichten . . .

auf Seite 73 aber steht:

oder man »braucht sich nicht erinnern«, wie Herr Salten zu sagen pflegt.

Da ich nicht Deutscher, auch nicht deutscher Abstammung bin, ist meine sprachliche Unsicherheit vor der Fackel schon etwas leichter erklärlich als die der meisten ihrer Leser; doch scheint mir zwischen den beiden angeführten Fällen kein formaler Unterschied zu bestehen, und da ich nicht annehme, daß im ersten Zitat ein Druckfehler vorliegt — daß ein »zu« zwischen den zwei letzten Worten von seinem Platz verschwunden ist —, und noch weniger an eine Entgleisung Ihrerseits glaube, sondern vermute, daß die Wendung, wie sie eben steht, beabsichtigt ist (denn meinem Gehör nach hat sie einen durchaus richtigen Klang — vielleicht weil »braucht« und »verzichten« so weit voneinander getrennt liegen? —, während das »braucht sich nicht erinnern« einen gräßlichen hat), so weiß ich mir anders nicht zu helfen, als daß ich mich wieder einmal an Sie wende. So oft ich die Stelle auch schon gelesen habe, heute fällt sie mir zum ersten mal auf, und ich frage mich vergebens, warum sie, trotzdem so etwas »nicht geht«, so gut klingt. Mit grammatikalischer Vernunft komme ich der Lösung nicht näher, denn in sprachlichen Dingen (selbst in den muttersprachlichen) bin ich ganz und gar auf mein Ohr angewiesen (welches mich wohl manches mal im Stich läßt). Jedenfalls weiß ich nicht wie ich zu dem ganz passablen Englisch* gekommen bin, das ich heute schreibe (ohne jedoch Schriftsteller von Beruf zu sein), wenn nicht durch das Deutsch der Fackel, das so entscheidend und so glücklich auf die Schärfe meines Gehörs gewirkt hat.

* * *

100

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Völlig unbegründete Zweifel herrschen dagegen in Brasilien/

Sao Paulo
21. 10. L

/:
20(?) L 24

Ich fand in der 'Fackel' vom Januar d. J. in Ihrem Aufsatz
>Die Schalek in Japan< auf S. 24, Z. 16 v. o. das Folgende: >Ich
habe also die Schalek zum erstenmal seit den Tagen, wo
Verzeihen Sie den Zwischenruf Ihrem aufrichtigen Verehrer

17

↳ Das baldige Erscheinen der Schalek hier ist schon angekündigt.

↳ P. S.

Da wird man sie ja fragen können, ob die Fügung richtig ist.

Hat



Hin in front
stip, mich
abhin...

100
... ein Manuskript, von Durchstrichen, Korrekturen, Ein-
schiebungen über und über durchschnitten und übersät. Da ich schon
öfters Gelegenheit hatte, mit Hilfe solcher Blätter in die geheime
Werkstätte eines Dichters zu sehen, so konnte mich dieser Zustand
nicht zu der Vorstellung verleiten, die Arbeit sei wie ein mühsames
Mosaik entstanden. Frei poetische Initiative und häufiges Umändern
und Nachbessern schienen mir einander nicht auszuschließen. Dem
Dichter schwebt ein Bild vor wie ein Traumbild, hell in allen wesent-
lichen Zügen und doch noch schwebend, unbestimmt in Umrissen.
Zudem ist die Sprache ein sprödes Material, das nicht leichten
Kaufes sich hergibt, sein dem Prosabedarf dienendes Gefüge zur durch-
sichtigen Form für freie Anschauung umwandeln zu lassen. Er sucht
und sucht, ringt und ringt, er reibt, wie man reibt, um einen ver-
dunkelten Firnis zu entfernen, der über einem Gemälde liegt, endlich
gelingt es der sauern Mühe, herauszuarbeiten, was ganz frisch, ganz
leicht, ganz Ein Guß und Fluß aus eigener Tiefe von Anfang an vor
der Seele stand.*
Friedrich Theodor Vischer

der also doch mehr Verständnis für mich als für Nestroy hatte,
an dem er sich so schwer verständigt hat.

x x x



(Johann 9. (Gottwin))
Johann 9. (Gottwin)

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

1009

178

Hafis und Sophokles auf dem Concordiaball oder Ein Gedankenaustausch

Von aller ihm eo ipso innewohnenden Grauslichkeit abgesehen, übertraf der diesjährige Concordiaball seine Vorgänger in dem geistigen Tiefstand der Reden, die zwischen dem Präsidenten der Concordia und dem österreichischen Bundeskanzler gewechselt wurden, welche, wie alljährlich so auch heuer, darin wettelferten, nicht davor zurückzuscheuen, das tausendmal abgegriffene Wort zu ergreifen. Aber nicht einmal das Einverständnis von Auguren der Banalität möchte man den beiden zutrauen, sondern es besteht der Verdacht, daß sie, anstatt vor solcher Fülle von Leere zu schaudern, von einander entzückt waren. Nur die lauschende Presse scheint einigermaßen wissend zu sein, und wenn sie über den warmherzigen Ramek, der als oberster Staatsgoi in solchem Kreise erscheinen muß, bemerkt:

Es klang durchaus nicht nach leerer und inhaltsloser Gelegenheitsphrase, wenn der Bundeskanzler mit einem gewinnenden Ton festgefügter Überzeugung die Aufgaben der Presse im Dienste der Sanierung in ihrer ganzen Schwere und Verantwortungsfülle auseinandersetzte

so klingt in diesem Echo zu deutlich ein unterdrücktes »Nu na nicht« mit und es wird klar, daß sie die Negation nicht beteuern würde, wenn ihr, der Erzeugerin und Fachmännin der leeren und inhaltslosen Gelegenheitsphrase, in der Rede dieses Ramek auch nur ein Wort neu geklungen hätte.

Bundeskanzler Dr. Ramek ist kein zündender Redner, der Raketen steigen läßt. Aber man fühlt die Ehrlichkeit seines Willens, man spürt die Sorge um das Sanierungswerk, das er betreut, und man glaubt ihm, was er sagt.

Kurzum, man spürt das tiefe Mitleid, das die Sorte mit dem Äpler fühlt, der in so ungewohntem Kreise sein Sprüchel aufsagen muß und in der Routine, über solche Aufgabe mit Anstand hinüberzukommen, von jedem zündenden Schmock übertroffen wird; und darum ist es vielleicht kein Wunder, daß Herr Ramek nach dieser Leistung »der Wiener Publizistik auch menschlich um ein Beträchtliches nähergetreten« ist, so daß sie aus Rachmones nicht ansteht, von »bedeutungsvollen politischen

Worten« zu erzählen, die »auf dem Concordia-Ball gesprochen worden sind«. Die Bedeutung dieser Worte bestand darin, daß Herr Ramek, der als Bundeskanzler mehr einer Banaltafel vorzusitzen scheint, nicht nur das Übliche über die Vorteile eines Gedankenaustausches zwischen der Regierung und den »Männern der Feder« sagte (von denen ich mir immer vorstelle, daß sie sie im Hintern stecken haben) — mit all den rhetorischen Greueln der feierlichen Geistlosigkeit wie »Ich brauche wohl nicht erst zu betonen« —, sondern daß er auch eine sinnige Verknüpfung darbot zwischen den Strapazen des Sanierungswerkes und der Erholung, die ein Concordiaball gewährt. Dieser Gedanke ist von einer so zwingenden Plastik, daß man förmlich sieht, wie sich die Verlegenheit des Fremdlings einer Umgebung mitteilt, die doch von berufswegen nur schwer in Verlegenheit zu bringen ist, und wenn es ihr dann eben vermöge dieser Eigenschaft gelingt, einer Situation, wo jeder in die Erde zu sinken glaubt, eine bedeutungsvolle politische Kundgebung abzugewinnen, so steht wahrlich Herr Ramek groß da im Sinne jener Erfüllung, die das Wahrwort verheißt: Concordia parvae res crescunt.

Aber die Aussicht, die sich von diesem Gipfel der geistigen Nichtbedeutung eröffnet — man schämt sich des Geburtsfehlers, der Angehörige eines Bundes zu sein, dessen Kanzler solche Sätze hervorbringt —, diese Aussicht ist erst lohnend, wenn man sich der Führerschaft des Präsidenten der Concordia bedient hat. Denn ohne die Rede dieses Herrn Dr. Wengraf, der einst ein Zerstörer war und nun einer der perfektesten Aufbauer ist — einer, der sogar das Neue Wiener Journal zu seinem Geschäftsjubiläum beglückwünscht hat —, ohne Wengraf kann man dem Ramek unmöglich gerecht werden. Herr Wengraf also zögert nicht, die Wiederabhaltung des Concordiaballes — die, wie er heimlich zu empfinden scheint, in diesen anders aufgelegten Zeiten einer Rechtfertigung bedarf — mit dem »leichten Sinn des Wienertums« zu erklären, ja er geht sogar so weit, die Wiederaufrichtung des Geßlerhuts eines Schabsehtums, das von müßigen Funktionären, ehrvergessenen Honoratioren und andern schlechten Komödianten Reverenz erpreßt, kurz diese Repräsentanz der Mißgestalten ein »Symptom des Wiedererwachens der unverwüsthlichen Lebenskraft Wiens« zu nennen. Nachdem es

~~—~~ 114

ihnen nämlich durch das ganze augustische Alter der Regierung des Franz Joseph gelungen war, die Lebenskraft eines Reiches zu verwüsten, benützen sie den Gehorsam des Kadavers, um dessen Wohlbefinden zu demonstrieren. Nein, da möge man den Wienern noch so oft »die strenge Tüchtigkeit des Norddeutschen, die nüchterne Ökonomie des Franzosen, den unermüdlischen Geschäftssinn des Amerikaners« als Muster vorhalten — »wenn wir«, trumpft Herr Wengraf auf, »Norddeutsche, Franzosen oder Amerikaner wären, dann wären wir eben keine Wiener«, und man muß zugeben, daß er wo er recht hat recht hat, vielleicht nur eben darin nicht, daß er die Veranstalter des Concordiaballs für Wiener hält und die Wiener für dessen Besucher. Weil aber Herr Wengraf schon einmal im Wienerischen drin ist und entschlossen, der Welt, die seine Presse invalid gemacht hat, noch die andere Haxen auszureißen, spinnt er auch die Vorstellung aus, daß der Concordiaball eben jener Jugend gehöre, von der die verstunkenste Phrase dieser Presse seit fünfundfünfzig Jahren behauptet, daß sie, des politischen Ernstes müde, in einem gegebenen Augenblick nicht mehr anders könne als sich das Tanzrecht zu erobern. Alle Raben der Sage umkreisen bereits jenen Rabensteiner, der einst dies erlösende Zeichen gab; aber ich schwöre, daß in dem Bericht, der, während ich mich der Vision hingebe, das Morgenlicht dieser ausdauernden Welt erblickt, der alte Tanz der Schmockerei, der Fußplattler der Journalistik, wieder losgeht, ins Angesicht der Tatsache, daß man mit der Fröhlichkeit des Concordiaballs noch nie eine andere Vorstellung verknüpft hat als die, daß der Kommerzialrat die Kommerzialrätin nahm, daß etliche befangene Christen schlecht im Raum stehen, und höchstens noch die Gewißheit, daß in den Pausen der Arschkriecherei, während also die Konsuln mit den kaiserlichen Räten in einen Gedankenaustausch treten, während der Ernst der Politik mit der Grazie der Bühnenkunst sich paart und das Alte mit dem Neuen sich vermählt, ein wenig geschoben wird, und zwar sowohl auf der berühmten »Estrade« wie auch sonst. Eben dies aber hält Herr Wengraf für einen Beweis »unserer leichten Gemütsanlage«, denn er ist im Gegensatz zu dem Nestroy'schen Landgrafen, der für die Vorgänge im Venusberg nur die Entrüstung der Abstinenz übrig hat, der Wengraf, der zu so was kommt; und er sagte wörtlich:

12

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimathlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine scharf überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zuzuschauten«. Hier fällt ihm wieder Herrmann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenher Stammlokalen begegnet ist,

Das erinnert wieder mehr an Sophokles, den Sänger düsterer Geschicke.

. . . Denn ich weiß es wohl,
 All seid ihr krank . . .
 Was aber wohl erforschend ich erfand,
 Ich hab' es ausgeführt, das eine Mittel.

Aber da die Sanierung eine gesunde Konstitution erfordert, so schöpft Herr Ramek aus dem Anblick des Hafis-Treibens, das sich vor seinen Augen entfaltet, eine gewisse Hoffnung. Wenn ich nun boshaft wäre, würde ich die Regierung sogleich durch eine Dringlichkeitsanfrage in weitere Verlegenheit bringen: Zugegeben, daß es notwendig ist, sich von der Sanierung zu erholen, und vor allem, daß es in einer einzigen Nacht möglich ist, glaubt der Herr Bundeskanzler wirklich, daß sich schon je ein Mensch auf dem Concordiaball erholt hat? Man erholt sich nicht einmal auf dem Semmering, weil man dort sämtliche Besucher des Concordiaballs trifft und sogar die, die ihre Abwesenheit entschuldigt haben. Glaubte der Herr Bundeskanzler also, daß es gelingen könnte, auf dem Concordiaball die Nerven für härtere Tage und Aufgaben gewissermaßen instand zu setzen? Ist er ferner wirklich der Meinung, daß eine Versammlung von Leuten, denen er doch vermutlich mit einem Vorurteil der rassenmäßigen Belange gegenübersteht, ein Bild der ausgeglichenen Harmonie bietet und gar einer solchen, deren bloßer Anblick uns die unvermeidlichen Schwierigkeiten des harten Alltags leichter tragen läßt? Und ist der Herr Bundeskanzler wirklich der Überzeugung, daß uns in dieser ausgesuchten Kollektion jener Überreste der Bukowina, die das Königreich Rumänien verschmäht hat, ein Teil der hohen österreichischen Kultur entgegentritt (ganz abgesehen von deren eigener Fragwürdigkeit), und daß es die hier vertretenen Gaben des Geistes und Charakters waren, die dazu beigetragen haben, unser Vaterland aus den stürmischen Tagen des Zusammenbruchs auf den festen Boden der notwendigen ruhigen Entwicklung herüberzuleiten? (was wahrscheinlich das größte Unglück war). Mit einem Rest von Ehrlichkeit, der dem Herrn Ramek ja im Gegensatz zu der Profession, vor deren Bekennen er Habtachtstehen mußte, nicht bestritten werden dürfte, wird er zugeben, daß er da nicht einen Satz geredet hat, mit dem er selbst die Vorstellung eines Inhalts verbindet. Wenn er der Wiener

als frohliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle
 und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verfüngungs-
 kraft, die
 und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr
 aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:
 Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes kunst-
 lerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft
 und Charms, ungewöhnliche Empfindlichkeit und Einfühlungsfähigkeit
 im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordent-
 lichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen
 vibrierenden Sätzen, die
 und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache,
 trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.
 Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen
 andern Einwand:
 Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende
 Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein
 fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt öster-
 reichischer Ahnung zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie
 ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,
 — also wie was? Bitte entschneiden!
 er war mir allzu modern.
 Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise«
 für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein
 Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im
 März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal
 gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder-
 und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte
 Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach
 wollte desgleichen tun.
 Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten
 und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal
 oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich
 noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem
 Wurstl zuschauten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein,
 dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes
 Schlechter Stammlokalen begegnet ist,

102

— nicht an!

/ 5

Lassen wir doch die Jugend sich ihres Lebens freuen und freuen wir uns mit ihr! Und glauben wir ja nicht, daß es Zeit- und Kraftvergeudung ist, Zeit und Kraft auch auf Musik und Tanz und Fröhlichkeit zu verwenden. Wie es eine philisterhafte Ästhetik ist, den tragischen Jambenvers für eine höhere Gattung Poesie zu halten, als ein heiteres Lied oder den Sänger düsterer Geschicke, den Sophokles, für eine höhere künstlerische Potenz anzusehen, als Hafis, den Sänger der Liebe und des Weines — so abgeschmackt ist es, den kalten Ernst des Politikers oder Volkswirtes für eine wertvollere Betätigung menschlichen Geistes anzusehen als die Fröhlichkeit der Wiener Geigen, die zum Tanz aufspielen. Es hat alles in der Welt sein Recht und seinen Platz . . . Die Erde hört nicht auf sich zu drehen, die Menschen hören nicht auf, sich zu drehen, und die würdigsten Männer vergeben ihrer Würde nichts, wenn sie mithalten, wenn die Jugend tanzt.

Redner schließt mit einer Aufforderung an die Festgäste, sich heiter und unbefangen dem Vergnügen des Ballabends hinzugeben. (Lebhafter Beifall.)

Und sie gaben sich hin; und nichts hat sich in den 55 Jahren — »O melancholische Numero!« heißt es bei Nestroy — nichts hat sich geändert, als daß ein Schock Banl direktoren in die Fußstapfen des elastischen Schrittes trat, aber der Tanz wie eh und je in seine Rechte. Doch hat man eine ähnliche geistige Ausgelassenheit eines würdigen Mannes schon erlebt? Er zieht den Sophokles keineswegs dem Hafis vor und hält den kalten Ernst des Volkswirtes — der wohl nach erfolgter Beteiligung auch dann und wann mittut — nicht für wertvoller als die Fröhlichkeit der Wiener Geigen. Wenn ihm aber die Musiker vom Concordiaball mitten in der Fröhlichkeit die Geigen hinhalten, wie sie es bei der »Gräfin Mariza« zu tun pflegen, weil sie mehr Lohn haben wollen, wird er wahrscheinlich die Fröhlichkeit des Volkswirtes, der schon genug bekommen hat, doch für wertvoller halten als den kalten Ernst der Wiener Geigen. Welch ein Geist, dieser Präsident des Wiener Journalisten- und Schriftstellervereins, der die Schöpfer und engsten Teilnehmer einer Phrasenwelt auffordert, sich heiter und unbefangen dem Vergnügen eines Ballabends hinzugeben, an dem doch jeder dieser Eingeweihten, die ausgerechnet mit Hafis sympathisieren, und jeder dieser Sklaven, die kuschend mittun müssen, weil sie sonst verrissen werden, nur mühsam das dazugehörige »Heißt e Vergnügen!« unterdrücken kann. Freilich, daß sich die

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezipivität und Verfügnungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimathlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und dattig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897.« Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide fürchte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »heutziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurst zuzuauchten«. Hier fällt ihm wieder Herrmann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

~~1107~~ mirp Kon
- 07 -

Publizistik »menschlich um ein Beträchtliches nähergetreten« ist, so muß er ja vollends gefühlt haben, wie die Berührung jedes Wort, das er sprach, Lügen strafte, falls ihm nicht schon das amtliche Erlebnis dieser Presse das Bewußtsein verschafft hat. Herr Wengraf berief sich, um die fünfundfünfzigste Generalversammlung der Parasiten Wiens zu rechtfertigen, auf »unsere leichte Gemütsanlage«, und Herr Ramek hatte den Einfall, den Greuel solcher Repräsentanz und solcher Geistigkeit, also den Concordiaball, als eine Gelegenheit zur »Erholung« zu feiern, wo doch keine andere Erholung in Frage kommen könnte, als die vom Concordiaball, von dessen Besuch, wenn wirklich ein besser organisierter Mensch sich dorthin verirren könnte, und von dessen speiwürdiger Legende, die wir alljährlich durchzustehen haben.

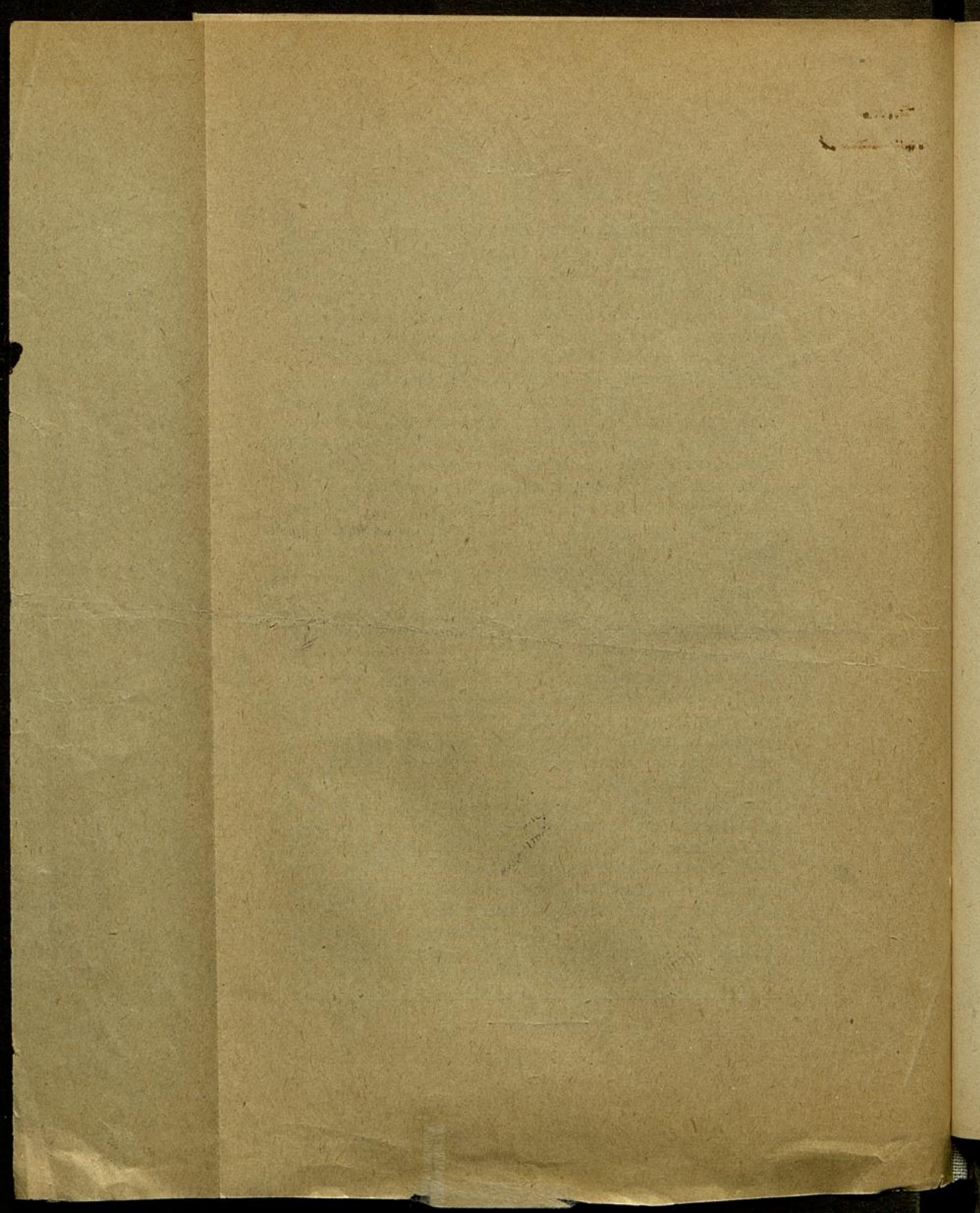
Und so hätten denn Hafis und Sophokles, die man unter den Anwesenden bemerkte, auf dem Concordiaball ihre Kräfte gemessen. Wer würde danach Sophokles für eine höhere Potenz ansehen wollen als Hafis? Nein, es war ein Gedankenaustausch, geradezu vorbildlich für die Art, wie zwei, die nichts haben, einander noch betakeln können. Und all dies unter der Ägide des Herrn Dr. Hainisch, der sich »mit Worten lebhafter Anerkennung für das gelungene Fest von den Funktionären der Concordia verabschiedete, der zwar nichts gesprochen, aber sich sein Teil gedacht hatte, welches, hörbar geworden, bedeutungsvoll genug gewesen wäre, um dem Ersten im Bunde die Bitte gewähren zu lassen, im Bunde der Dritte zu sein. Während ich mich, so oder so, weinend aus diesem Bund stehle. Schiller, der Sänger der Freude, Wengrat, der Sänger der Liebe, Ramek, der Sänger der Sanierung und anderer düsterer Geschicke, der kalte Ernst des Volkswirtes und die Fröhlichkeit der Geigerbuam und überhaupt alle Beteiligten (ohne daß die Liste auf Vollständigkeit Anspruch machen kann, das fehlte noch), sie verzeihen mir die Sünd'. Aber wenn ich's je gekonnt hätte, diesen Kuß der ganzen Welt zu geben: der halben, die sie — Concordia ihr Name — zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine versammelt, der liebenden Gemeine, vermag ich's nicht! Doch bin ich stets, wie alljährlich so auch heuer, bereit, ihr den schmerzlichsten Verlust, den sie im Zeitwechsel erlitten hat, durch einen elastischen Tritt zu ersetzen.

2

4 21

Haus (2. J. 18)

(In dem: ...
Ja ...
u. ...)



Glossen

Aus Kindern werden Erwachsene

Nebeneinander:

Ein Slibowitzbächlein.
Betrunkene Kinder.

Am 22. September ist der Wiener Kaffeesieder Josef E. von einer Reise aus Oberösterreich wieder nach Wien zurückgekehrt. Er hatte auch zwei Korbflaschen mit je fünfzehn Liter Slibowitz mitgebracht. Der Dienstmann Anton V. sollte die Flaschen, eine auf der Schulter, eine in der rechten Hand, in die Siebensterngasse tragen. In der Zufahrtstraße kam ein Automobil daher; um einen Zusammenstoß zu verhindern, machte der Chauffeur Sch. eine Biegung und dabei streifte er den V. auf der rechten Seite. Dem Dienstmann fiel jetzt die Flasche mit dem Slibowitz hinab. Der Slibowitz floß aus und bildete ein Bächlein. Der Kaffeesieder schrie: »Jesus Maria, mein Slibowitz!« Im Nu war der Platz voll von Menschen, insbesondere von Burschen und Knaben. Nun stürzte sich die Jugend auf den fließenden Slibowitz. Hingestreckt schöpften sie die Flüssigkeit mit der hohlen Hand, wo das nicht ging, leckten sie direkt mit der Zunge. Als die Slibowitzpfütze ausgeschöpft und es nichts mehr zu »trinken« gab, standen die Buben auf. Sie waren betrunken. Das alles erzählte der als Zeuge einvernommene Dienstmann Anton V. in drastischer und humorvoller Weise in der Verhandlung, die gegen den Chauffeur Sch. vor dem Bezirksgericht Fünfhaus wegen Gefährdung geführt wurde. Der Richter Landesgerichtsrat Dr. Sch. verurteilte den Chauffeur zu sechzigtausend Kronen Geldstrafe, aber auch zum Schadenersatz von 850.800 Kronen für den ausgeflossenen Slibowitz.

Erinnerung an Jackie Coogan.

Als der Knabe Jackie Coogan in Wien war und hunderte Menschen dort standen, wo sie glaubten, den Knaben sehen zu können, haben sich natürlich auch Taschendiebe eingestellt. Einem Kriminalbeamten kam schon bei der Ankunft des amerikanischen Knaben ein Mensch verdächtig vor. Am nächsten Tage beobachtete derselbe Kriminalbeamte den Taschendieb gegenüber dem Hotel Bristol, als Scharen von Leuten auf das Herauskommen Jackie Coogans aus dem Hotel warteten. Als ein Kumpan dieses Taschendiebes gerade den Versuch machte, eine Sportkette zu ziehen, schritt der Kriminalbeamte ein und verhaftete beide. — Bei F. wurden ein Pelzkragen und eine Boa gefunden. — —

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verfügnungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochge-spanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vorbereitenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und daffig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hielten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte dergleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zusauzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Wie sagt doch der Dichter: »Vindobona, du herrliche Stadt, die so reizende Anlagen hat.« Und außerdem kann einen immer wieder die vielgerühmte Umgebung entschädigen, freilich nicht den Kaffeesieder, dessen Ausruf »Jesus Maria, mein Slibowitz!« jedoch immerhin dartut, daß hier eine fromme Bevölkerung haust. Ein Wort, das wie ein weltverbindender Bogen ragt, unter dem die Kreatur im Staube kriecht, um des Spiritus teilhaft zu werden.

* * *

Scheni

Kasmader wettete mit Kasmader, daß »Genie« von der Genietruppe komme, während dieser behauptete, es komme von genieren. Sie beschlossen, ihre bewährte Pythia, die Resitant, zu befragen, welche sie aber an die »Wiener Stimmen« verwies, die in allen Fällen Rat und Hilfe wissen, wo es erlaubt ist. So erschien denn im Briefkasten das Folgende:

Wette. Vom lateinischen Genius; da aus dem Französischen übernommen, wird das Wort auch französisch ausgesprochen: Scheni. Es wird damit eine ungewöhnlich hohe schöpferische Begabung bezeichnet, bezw. ein Mensch von solcher Begabung. In diesem Sinne gebraucht wurde das Wort zuerst in England im 18. Jahrhundert; so wurde Shakespeare in einem Buch von Young als Genie (»Originalgenie«) geschildert. —

Daß es Scheni ausgesprochen wird, hatten natürlich beide schon gewußt. Der Wert der Auskunft bestand aber darin, daß sie nun auch wußten, was soll es bedeuten. Aber um das Beispiel einer hohen schöpferischen Begabung zu geben, brauchte die Reichspost nicht so selbstlos zu sein, bis auf Shakespeare zurückzugreifen, ohne doch auch anzugeben, wie dieser ausgesprochen wird. Daß Seipel ein Scheni ist, das mußte sie den Wettenden wohl nicht erst sagen, da die Wette offenbar von einem Gespräch über die Sanierung ihren Ausgang genommen hatte. Aber um in den Reihen der Dichter zu suchen, muß man wieder nicht in die Ferne schweifen, wo man Richard von Kralik im Haus hat. Dieser feiert den »Weihetag«, den ihm der Gedenktag an die Krönung eines Freundes der Neuen Freien Presse zum Papst Pius XI. bedeutet, in einem Leitartikel in Bibellettern, worin er dartut, daß die katholische Kirche die wahre Fortsetzung der klassischen griechisch-römischen Kultur, der antiken klassischen

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fälle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . .
und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die
und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.
Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwälzende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und därtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,
— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mit allzu modern.
Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten
und er weiß heute nicht, ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zuschauzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schienther Stammlokalen begegnet ist,

Philosophie und der klassischen Kunst vorstellt, »von der Katakomben, von den Kirchenvätern an bis über Scholastik und Humanismus«. Die durch die Päpste immer wieder hervorgehobene »Philosophia perennis« gehe lückenlos auf Sokrates, Plato und Aristoteles zurück, vom ästhetischen Zentrum der römischen Liturgie erhalten die »Hohe Messe« Beethovens, Goethes »Faust« und Schillers »Maria Stuart« ihre Bedeutung, und es sei »wohl bemerkenswert, daß besonders in der österreichischen Schriftstellerwelt sich das Verständnis für diese Zusammenhänge lebendig erhalten hat«, nicht ohne die Nachwirkung des heiligen Klemens Maria Hofbauer.

Nur so erklärt es sich, daß der »Verband katholischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen Österreichs« seit seiner Reorganisation einen Aufschwung nahm, bis in das sechste Hundert seiner Mitglieder, die sich mit Bekennermut als katholisch im Sinne der päpstlichen Autorität erklären.

Während der Islam einen großen Mißerfolg aufzuweisen hat, der Hinduismus sich als unwirksam erwies und das religiöse Chinesentum in einem Chaos unterging.

Dies Bekenntnis kann zum Gedenktag an die Krönung Papst Pius XI. und in diesem Jubeljahr nicht besser als im Hymnus ausklingen:

Hin zu Rom mit mächt'gem Zuge
 Ruft es nun mit Glockenklang
 Alle Herzen fort im Fluge
 Auf beschwingtem Hochgesang.

— — — — — Ahnen
 — — — — — Römerzug
 — — — — — Bahnen
 Lenk' uns mild nach Recht und Fug!

— — — — — Stürme
 — — — — — grimmestoll
 — — — — — Gewürme
 Nimmer überwinden soll.

— — — — — Namen
 — — — — — Petri Haus
 — — — — — Himmelssamen
 — — — — — aus!

Dir, o Gottes Stellvertreter,
 Beugen huld'gend wir die Knie
 Und erleh'n als inn'ge Beter
 Deine Weihe treulich —

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezipivität und Verjüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charms, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen ändern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelichtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und dätzig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinozen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zusauchzten. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenher Stammlokalen begegnet ist,

Meine Interessen. Denn solange sich die Sittenpolizei, deren Frägnwürdigkeit andauernd den Gegenstand der Untersuchung bildet, diese Perspektive und die mit ihr verbundene Terminologie nicht abgewöhnt, werde ich nicht umhin können, ihre Aufmerksamkeit von sämtlichen Bücheln, die sie verlegt, auf das eine abzulenken, welches »Sittlichkeit und Kriminalität« heißt. Und dies zumal in einer Zeit, in der so viele fragwürdige Herren und Herrchen ihrer Aufmerksamkeit entgehen. Daß Herr Regierungsrat Weinberger sich zu seiner Verteidigung eben deren Leibblatt aussucht, ist ja eine Pointe für sich. Wenn die Sittenpolizei »einer Sache nachgehen muß, weil der Verdacht der Kuppelerei vorliegt«, so stünde es ihr wahrlich besser an, das Neue Wiener Journal zu lesen, als dafür zu schreiben. Denn wenn es ein Gebiet gibt, auf dem sie noch mit einiger Berechtigung ihres Amtes walten könnte, so wären es jene Animerkneipen, deren Empfehlungen sie unter anderen Annoncen des Geschlechtshandels eben dort finden wird und in denen nicht etwa die Effektuierung des sittlich und strafrechtlich erlaubten Zweckes angebahnt wird, sondern sich allnächtlich die unsagbare Scheußlichkeit begibt, daß zur Hebung des Champagnerkonsums die an die Tische der »Herren« genötigten Tänzerinnen den Sexualordinarheiten dieser schweinischesten aller Menschensorten ausgeliefert werden. Daß in dieser Stickluft von Kellnerkuppelerei und Gastpöbeleien, von Sklaverei und Wurzerei ein Regierungsorgan vorhanden ist und aufpaßt, daß »nichts Unrechtes« geschieht, also nichts, was noch die Infamie mit der Natur versöhnen könnte, macht die Angelegenheit umso grauslicher. Anstatt ihre Leute in die Hotels zu schicken, um zum »Rechten« zu schauen, möge sich die Polizei einmal anhören, mit welchen Redewendungen die herbeigezwungenen Mädchen, die nicht einmal fragwürdig im Sinne der Sittenpolizei sind, von den Freunden des Neuen Wiener Journals angefallen werden. Nicht nur daß sie bei dieser Gelegenheit lange gesuchte Schieber, besoffene Monarchisten und Burgenlandhochverräter antreffen könnte, es würde sich ihr im Punkte der Sexualmoral der Magen und damit die Überzeugung so umdrehen, daß sie endlich wüßte, was an dieser Sphäre eigentlich fragwürdig ist und worauf es ankommt, und daß das unverhüllte Liebesgeschäft, selbst wenn / 12

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mandart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

es hygienisch noch so bedenklich wäre, eine moralisch hochwertige Handlung bedeutet neben einem System von Schufferei, das den erotischen Reiz als Zwangsköder für den Handel mit Alkohol verwendet.

18

* * *

De lege ferenda

Ein achtzehnjähriges Mädchen kam um drei Uhr morgens nach Hause, es gab Vorwürfe, Streit, Aufregung, sie wollte sich mit Gas töten, durch das sie die Schlafenden gefährdet hat, und wird zu drei Tagen Arrests verurteilt, mit jener Bewährungsfrist, die eingeführt ist, damit die Richter Zeit haben, über ihre Urteile nachzudenken, die sie aber ungenützt verstreichen lassen. Dem Urteil ging eines voran, das für der Beurteilung des Richters einen erschwerenden Umstand bedeutet:

Der Richter Landesgerichtsrat Dr. Schedy hielt der Angeklagten, die ihre Aufregung schilderte, vor: Ihre Aufregung glaube ich Ihnen. Sie haben für Ihr Nachtschwärmen aber Strafe verdient! Freilich wäre eine Stockstrafe für Sie angezeigt gewesen. Was haben Sie sich denn gedacht, als Sie nach Hause kamen? Man werde Ihnen eine Belohnung geben? — Die Angeklagte blieb still. — Richter: Sehen Sie ein, daß Sie ein Unrecht begangen haben? — Angekl. (leise): Ja.

Alles natürlich nur de lege ferenda, wonach Nachtschwärmen ein Delikt und für dieses Stockstrafe eingeführt sein wird. Solange aber die Herren dafür angestellt sind, nach einem schon gegebenen Gesetz, das ja barbarischen Ansprüchen hinreichend entgegenkommt, zu urteilen, ist es immer wieder verdrießlich, sie aus ihrer Weisheit schöpfen zu sehen und goldene Worte sprechen zu hören, für die man keinen Stüber gibt. Höchstens einen solchen, der die gelindeste Antwort auf den Einfall ist, einem erwachsenenen Mädchen mit einem Schilling zu drohen.

* * *

Die Natur in ihrem Zustand

— — Dr. Zifferer, der die Katze zum Schutze der Vögel abgeschossen hat, habe nicht in boshafter Absicht gehandelt, er habe nur die Natur in ihrem Zustand erhalten wollen.

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre.

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ersten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlökalen begegnet ist,

Vielleicht auch ein Verwandter jenes, der gesagt hat: Das Leben geht weiter. Aber daß Katzen Vögel töten, dürfte vielleicht auch nicht außer jeder Beziehung zum Zustand der Natur sein.

12

* * *

Aller guten Dinge sind vierzehn

— — — Die bayerische Generalität greift damit zum zweiten Male in meinen Zwist mit Seiner Königlichen Hoheit, Generalfeldmarschall Kronprinz Rupprecht von Bayern ein. — — Ich hatte mich dazu veranlaßt gesehen, da Seine Königliche Hoheit Generalfeldmarschall Kronprinz Rupprecht von Bayern ein Gutachten der Generalität angerufen. Dieses war nur aus für mich leicht verständlichen Gründen königlicher als der König selbst, d. h. als Seine Königliche Hoheit Generalfeldmarschall Kronprinz Rupprecht von Bayern. Die Generalität erklärte, daß sich Seine Königliche Hoheit einem Ehrengericht nicht zu unterwerfen habe.

Seine Königliche Hoheit schlechthin? Eine Formlosigkeit, die sofort gutgemacht wird:

Ich teilte darauf dem von Seiner Königlichen Hoheit Generalfeldmarschall Kronprinz Rupprecht von Bayern über mich beantragten Ehrengericht, dem ich bereits mein gesamtes Material übersandte, mich auch selbst zur Verfügung gestellt hatte, mit, daß, wenn Seine Königliche Hoheit Generalfeldmarschall Kronprinz Rupprecht von Bayern sich nicht auch einem Ehrengericht unterwerfen würde, ich nicht mehr zur Verfügung stünde. Ich ging dann von der Ansicht aus, daß meine Ehre nicht schlechter sei als die Ehre Seiner Königlichen Hoheit des Generalfeldmarschalls Kronprinz Rupprecht von Bayern, daß demnach beide gleich zu bewerten wären.

(Wo er recht hat, dürfte er recht haben.)

— — Die Verhandlungen, die zunächst mein Rechtsbeistand pflegte — Seine Königliche Hoheit Generalfeldmarschall Kronprinz Rupprecht von Bayern hatte sich bekanntlich zunächst durch einen Rechtsanwalt an mich gewandt — schienen unseres Erachtens einen befriedigenden Verlauf zu nehmen, als Seine Königliche Hoheit Generalfeldmarschall Kronprinz Rupprecht von Bayern die Verhandlungen plötzlich abbrechen ließ und sich nunmehr an Generalfeldmarschall von Hindenburg wandte — — Seine Königliche Hoheit Generalfeldmarschall Kronprinz Rupprecht von Bayern lehnte indessen den Vor-

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

schlag des ehrfurchtgebietenden Offiziers der deutschen Armee ab — — Auch einen anderen Schritt zur Beilegung des Konfliktes hatte ich unternommen, indem ich im Prozeß eine ausführliche Erklärung über die Nichtbeteiligung Seiner Königlichen Hoheit des Generalfeldmarschalls Kronprinz Rupprecht von Bayern abgegeben hatte. — — Ich fühlte mich überdies zu diesem Schritt auch noch dadurch veranlaßt, daß ich in einer Geheimsitzung gehört hatte, daß Seine Königliche Hoheit Generalfeldmarschall Kronprinz Rupprecht von Bayern am 11. oder 12. November die Absicht gehabt habe, einen besonderen Schritt durchzuführen — — Ich hatte in ihr den Wunsch Seiner Königlichen Hoheit des Generalfeldmarschalls Kronprinz Rupprecht von Bayern gesehen, die Spannung zwischen den reaktionären Elementen und den völkischen Nationalsozialisten zu überbrücken. — — Der Kampf galt und gilt allein allen Völkischen, das sehe ich auch heute als innere Ursache für den unerquicklichen Zwist an, und auch dafür, daß die Bayerische Volkspartei, die sich früher recht skeptisch zur Rückkehr Seiner Königlichen Hoheit des Generalfeldmarschalls Kronprinz Rupprecht von Bayern auf den Thron seiner Väter verhielt . . Propaganda für diese Rückkehr machen läßt — — — —

Die Vossische Zeitung bemerkt dazu unter anderem:

— — Vielleicht bezieht sich das ergänzende Material, das Ludendorff ankündigt, auch darauf und sorgt für mehr Deutlichkeit.

Die Unersättliche!

* * *

Reiflich Erwogenes

ln Feuerwerker, die mit Aufräumarbeiten im Walde von Saint-Pierre-Waast im französischen Sommedepartement beschäftigt waren, fanden vor einigen Tagen ein französisches Kriegsflugzeug, in dem das Skelett des Fliegers saß. Der Kopf fehlte, doch entdeckte man mehrere Meter vom Flugzeug entfernt eine Kinnbacke, die Schuhe und Fetzen der Uniform des Fliegers. Sein Name konnte bisher nicht festgestellt werden. Daß das Flugzeug, das im Kriege abgestürzt ist, erst jetzt, sechs Jahre nach Beendigung des Krieges, gefunden wurde, ist dadurch zu erklären, daß der Wald noch voll von Granaten und allen Arten von Explosivstoffen ist, weshalb niemand außer den zu den Aufräumarbeiten kommandierten Feuerwerkern es wagt, ihn zu betreten.

* * *

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ersten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Würstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Deutsche Annonce

Aus dem Hamburger Fremdenblatt:

Ein waghalsiger Mensch

27 Jahre alt, unbescholten, übernormale Kräfte und kerngesund, will seine ganze Lage ändern. Scheue f. nichts zurück und bin zu jeder Gefahr bereit. Bei gegenseitigem Übereinkommen, verpflichte ich mich auf 5 Jahre. Erstklassige Referenzen stehen zur Verfügung. Nur streng national gesinnte

Zuschriften sind zu richten an:

Fritz Ruck,

per Adr.: Heise, Post Schude bei Hannover.

10

* * *

Ein Unhold

haust im 8 Uhr-Blatt, ich habe rechtzeitig gewarnt. Er plaudert, aber er ist unheimlich. Jetzt ist es zu spät. Jetzt schreibt er über ein Hotelabenteuer — worüber denn sonst —:

— — Er durchwühlte die Kleider. Vergeblich. Er fand nur ein Zettelchen. Kein Liebesbriefchen. Ein Miniaturbittgesuch. Ein Liiput-schnorratorium.

Es ist derselbe Mensch, von dem das Wort »Bekoteltete« stammt. Und die Polizei weiß wieder einmal von nichts.

* * *

Eine Zusage

Die »Stunde« in vergrößerter Ausgabe

Täglich zwölf Seiten stark!

Täglich zwei Seiten Photographien!

Der Charakter des Blattes wird sich nicht ändern. Die »Stunde« bleibt, was sie bisher gewesen ist

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Die »Stunde« bietet die Darstellung der wirklichen Ereignisse des Lebens

denn sie liebt das Leben und wo sie es anpackt, ist es interessant. Dort aber wo es am interessantesten ist, wird sie ihm gerecht, indem sie die Stelle in fetten Lettern hervorhebt, so daß auch schon der flüchtige Überblick die wirklichen Ereignisse des Lebens zu erfassen vermag. Etwa so:

----- daß
die Reise der Baronin eine Flucht aus
der Ehe gewesen ist.

Ja, aber doch nicht allein? Da braucht man nicht lange zu suchen,
----- denn außer
der schönen Herrin fehlte noch jemand im Hause:

Der junge Sekretär des Barons.

Die ‚Stunde‘ führt einen unerbittlichen Kampf gegen die Bespitzelung des Privatlebens durch die Polizei. Sie tritt dafür ein, daß sich die Leute ausleben, und führt es auf die zunehmende Provinzialisierung Wiens zurück, daß der Geschlechtsakt durch andere Organe als durch die beglaubigten Gewährsmänner der ‚Stunde‘ unterbrochen wird. Das ist in der Tat auch insofern etwas anderes, als die Zeugenschaft der ‚Stunde‘ nur Authentisches an den Tag bringt und sich ausschließlich auf wahre Tatsachen des Privat- und Familienlebens, also auf die wirklichen Ereignisse beschränkt, die auch wenn sie erstunken und erlogen sind, gleichwohl durch die packende Darstellung etwas für sich haben. Wozu noch kommt, daß die Intervention der ‚Stunde‘ jeglichen muckerischen Charakters entbehrt, im Gegenteil einen ausgesprochen hedonistischen Zug aufweist, so daß die betroffenen Paare dem Berichterstatter, der Gelegenheit hatte, dabei zu sein, selbst dann zu Dank verpflichtet sind, wenn er zufällig nicht dabei war. Denn es ist das Programm der ‚Stunde‘, »alle Dinge so darzustellen, wie sie wirklich sind«, auch wenn sie sich anders zugetragen haben, was aber angesichts der Hast, mit der das Blatt in den Vormittagstunden druckfertig gemacht werden muß, keine Rolle spielt. Die Hauptsache ist die Zubereitung, die prickelnde Tonart, jene fesche Note einer Rückkehr zu der Natur, die sich

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . . und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charne, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter, trug doch einen leichten Geruch heimathlicher Mundart an sich. Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntniss der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreicher Anmut zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide fürchte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte dergleichen thun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinstiegen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zuschauten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schenker Stammlokalen begegnet ist,

zwischen der Sirkecke und dem Hotel Bristol auslebt, wo das Leben braust; jenes Draufgängertum einer Lebensbejahung, das sich — *joi istenem fugaces, Postume, Postume* — keinen Augenblick bedenkt, dem Leichnam einer Frau deren Aktphotographie gegenüberzustellen. Die ‚Stunde‘ kann von sich sagen, daß sie menschliche Qualitäten und Handlungen, über die zumeist gerade die beteiligten Personen auffallender Weise bisher einen Schleier gebreitet und mit denen sie zumindest kein besonderes Aufsehen gemacht haben, ins Licht gerückt hat. So glücken ihr Lichtbilder von Frauen, denen sie nachsagt, daß sie »liebeseffig und zynisch« sind, daß sie soeben und mit Erfolg eine Morphium-Entziehungskur durchgemacht haben, daß sie eine Perlenschnur versetzt haben, daß sie auf dem Sprung sind, nach Monte Carlo zu reisen, und dergleichen Dinge mehr, die den Neid der bodenständigen Diurnistenseelen erwecken. Schon der bloße Umstand, daß eine ein sogenanntes Flugerl hat, könnte der ‚Stunde‘ den Anreiz gewähren, es in Wort und Bild zu erhaschen, da ja bekanntlich die Leute nicht bloß hören, sondern auch sehen wollen, was in der Welt vorgeht. Kurz, man hat den Eindruck, daß die ‚Stunde‘ auf alles das fliegt, was Lippowitz, selbst wenn man es ihm als Manuskript darböte, ungenascht ließe, der überhaupt mit den Jahren an Abklärung gewonnen hat und neben der frisch zugreifenden Kühnheit Bekessys ein Aroma von Ehrwürdigkeit annimmt. Was in der Berliner Friedrichstraße nur ganz diskret, im verstecktesten Winkel eines Kolportagelagers, als sensationelle Enthüllung über eine Killekillekammer oder über einen Männerventustempel dargereicht wird, hat jetzt in Wien die große publizistische Note und erfüllt, wenn's Mittag ist und Skandal schlägt, das Ohr der Stadt, die fasziniert für nichts anderes mehr Sinn hat als für das, was sich in der Nacht zuvor im Familienhaus oder im Freudenhaus begeben hat, auch wenn die nackte Wahrheit eine Lüge ist und für diese nichts als der Fettdruck entschädigt; und es gibt keine Nuance des Liebeslebens, die jetzt nicht, wenn die Sonne am höchsten steht, zu ihrem selbstverständlichen publizistischen Recht gelangte und die nicht dem Eifer der Sittenpolizei vorweggenommen würde, so daß diese das Nachsehen hat und nur noch Erhebungen pflegen kann. Wien fühlt sich im Besitz eines Sexualorgans,

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Falle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vorbereitenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Annut zur Schau stellte, so leicht und därtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach Jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurst zulauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenker Stammlokalen begegnet ist.

beglückt von einem Freudenspender, wie er in den Schilderungen der Josephine Mutzenbacher nicht vorbildlicher zur Geltung kommt, gegen den der Bettauer ein Anachoret ist, und der mit der Selbsthaftigkeit zugleich den Anspruch erobert hat, uns die Fesseln einer naturfremden Bureaukratie, die kein Privatleben duldet, durch die Freiheit zu ersetzen, es publik zu machen.

Daß es dergleichen in der ganzen Welt nicht gibt und in Wien nie zuvor gegeben hat, ist eine Tatsache. Aber dieser unbestreitbare Mangel wird reichlich dadurch wettgemacht, daß die ‚Stunde‘ auch den Verdiensten der Kupplerinnen einer vergangenen Epoche gerecht wird und etwa eine Ehrenrettung der Frau Hannover vornimmt, die annähernd so erfrischend wirkt wie die des Ritters Blaubart, die gleichzeitig aus Frankreich gemeldet wird. Während aber in Frankreich nur nachgewiesen werden kann, daß der Ritter Blaubart seinen Frauen nichts zuleide getan habe, also eine Legende eigentlich zerstört wird, ist die ‚Stunde‘ bestrebt, die Wohltaten, die die Sage der Frau Hannover zuschreibt, für das kommende Geschlechtsleben festzuhalten und in jene Fibel einzubetten, in der schon die Habsburgergeschichten stehen. Nun verdankt man ja längst der Fackel die Erkenntnis, daß die sagenhaften Kupplerinnen, die Wiens imperialistische Zeit aufzuweisen hatte, kulturell wertvollere und menschlich harmlosere Erscheinungen waren als die großen Zeitungsherausgeber und daß dementsprechend selbst eine reduzierte Gelegenheitsmacherin im neuen Wien eine sittlich einwandfreie Persönlichkeit sein dürfte als Herr Bekessy — eine Erkenntnis, aus der die Polizei endlich die Konsequenz ziehen sollte, diese armseligen Frauen, die eine strafgesetzlich erlaubte und von der Natur gebotene Handlung begünstigen, ungeschoren zu lassen, wenn ihr gegen die journalistische Pest, die von Wien Besitz ergriffen hat, kein Mittel zu Gebote steht. Aber wie immer dem sei, zu einer Begeisterung für die Macht und Größe der Kupplerinnen der Kaiserstadt ist kein zwingender Grund vorhanden. Die ‚Stunde‘ geht darin entschieden zu weit und macht sich von den wirklichen Ereignissen einer verflorbenen Sexualepoche jene übertriebenen Vorstellungen, die nun einmal zu ihrem Metier gehören, so wenn sie die Sachs als eine annähernd so sakrosankte Erscheinung in der monarchischen Welt

als frühe und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Ämmt zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mit allzu modern.

Doch gewöhnliche sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hincogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zulauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenker Stammlokalen begegnet ist,

feiert, wie sie in der Republik der Castiglioni vorstellt, und wenn sie behauptet, die Polizei, deren Engherzigkeit von heute sie der einstigen Toleranz gegenüberstellt, hätte erforderlichenfalls der Nötigung eines Mädchens, sich einem geschlechtskranken Erzherzog hinzugeben, Vorschub geleistet. Es ist bedauerlich, daß das starke stoffliche Interesse, mit dem die ‚Stunde‘ an den Übergriffen der Polizei beteiligt ist, sie manchmal zur Überschreitung der eigenen Pflicht, das Sensationelle zu betrachten, verleitet. Umso maßvoller, freilich ganz und gar dem Charakter der gewürdigten Persönlichkeit entsprechend, berührt die Apologie der Hannover, deren Lebensführung etwas Sokratisches gehabt haben muß und die als Vorbild der Kalokagathia für die künftigen Geschlechter dasteht, die bei Kupplerinnen ein- und ausgehen werden. Nachdem geschildert wurde, wie sie einst in ein brennendes Zimmer gestürzt sei, um dem Infanten von Spanien, der ohne Degen geflohen war (aus dem Zimmer der Ebo'i), diesen zu retten, schließt die Betrachtung, die nicht nur beim Menschlichen verweilt, sondern bisher unbekannte biographische Daten enthält, mit den schlichten Worten:

Madame Hannover zog sich vor etwa 20 Jahren in den »wohlverdienten Ruhestand« zurück, wechselte ihre Wohnung und — ihren Namen. Sie führte ein ruhiges und behagliches Leben und starb während des Krieges in hohem Alter. Alle Briefe, Bilder und Schriften, die sich in ihrem Besitze befanden, vernichtete sie vorher. Sie war diskret im Leben und im Tode.

Selbst im Tode darin unerreicht von der ‚Stunde‘, der es nach so vielen Jahren gelungen ist, eine Photographie des Erzherzogs Wilhelm zu retten, welchen sie, der ja nichts verborgen bleibt, als den Geliebten der Madame Hannover agnosziert hat. Ein endlich glüftetes Geheimnis, das nun auch die Frage laut werden läßt, ob nach dem unbeweinten Hingang des Doppeladlers dessen Angehörige vogelfrei sind und ob jeder Sexualunternehmer jetzt die Bettgeheimnisse auch solcher Mitglieder der Dynastie feilbieten darf, deren Privatleben nicht wie das jenes Otto eine Wiener Attraktion war. Es ist ja gar nicht zu sagen, welche freiheitliche Errungenschaft es für die Magennerven bedeutet, sich nur vorzustellen, daß die Bevölkerung einer Stadt heute eine Schilderung wie diese als Tramway-Lektüre zu schlürfen bekommt:

8

als frühe und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezipivität und Verjüngungskraft, die . . . und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer anfordernd-lieblichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter, trug doch einen leichten Geruch heimatischer Mundart an sich. Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre, — also wie was? Bitte entscheiden! er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hincogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurst zulauchten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

— — Der Gast, der auch nicht lange sein Inkognito zu wahren vermochte, war der

Erzherzog Wilhelm,

— — eines der prominentesten Mitglieder der habsburgischen Kaiserfamilie. — — Der Erzherzog, durch die Statuten des Deutschmeisterordens zum Zölibat verpflichtet, fand im Salon Hannover eine Frau nach seinem Geschmack — nämlich die Madame selbst.

Sie wurde seine Geliebte,

(»in partibus infidelium«), er kam Jahre hindurch zu ihr, manches Geschenk und manchen Brief, den sie von ihm erhielt, bewahrte sie bis an ihr Ende.

Wobei sie allerdings, wenn damals schon Bekessy in Wien gewesen wäre, keinen leichten Stand gehabt hätte.

Und man muß der Wahrheit gemäß sagen, daß sie nach dem plötzlichen Tod des Erzherzogs — er verunglückte auf einem Spazierritt in Baden bei Wien am 29. Juli 1894 durch das Scheuen seines Pferdes — allen Verlockungen, seine Briefe oder seine Geschenke zu verkaufen, Widerstand leistete.

Womit sie sich bei der ‚Stunde‘ gerade kein Bildel eingelegt hatte, außer dem einen, das aber wahrscheinlich in einem Photographien-geschäft erstanden wurde. Im Salon Hannover, wo natürlich »auch prominente Künstler« verkehrten, waren lärmende Unterhaltungen ausgeschlossen:

alles spielte sich förmlich unter einem Schleier ab, den Noblesse und Diskretion woben.

So daß sich der Fuchs die gut abgelegenen Trauben selber ver-süßen muß. Er findet aber auch sonst Entschädigung. Die ‚Stunde‘, die es mit dem Leben hält, bleibt diesem treu bis in den Tod. Es versteht sich von selbst und gehört geradezu schon zum guten Ton, daß wenn sich in Wien eine Frau umgebracht hat, der ver-zweifelte Gatte am nächsten Tag das Motiv aus der ‚Stunde‘ erfährt, wobei es, je nach den Umständen, auch vorkommen kann, daß er auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Weg erst von der Tat selbst Kenntnis erhält und so immerhin vor einer allzu jähen Überraschung bewahrt bleibt. Und sollte Herr Braun-Stammfest es noch nicht wissen, so kann er es vom Titelblatt der ‚Stunde‘, noch oberhalb des Titels, ablesen: »Frau Braun-Stammfest läßt sich scheiden«. Er wußte es aber schon seit 1923, so daß nichts weiter mehr zu tun ist als das Publikum zu beruhigen:



als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ersten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Da die geschiedene Frau Dr. Braun-Stammfest persönlich sehr vermögend ist, erscheinen Befürchtungen wegen etwaiger Einschränkungen in ihrer Lebensweise nicht gerechtfertigt.

Was soll man machen, die Leute sind eben aufgeregt, wenn sie so einen Titel lesen, und machen sich Sorgen. Man muß zugeben, daß die ‚Stunde‘ mit Takt diesem Übergreifen des öffentlichen Interesses auf das Privatleben zu wehren sucht, und man kann es besonders der Frau Orska nachempfinden, die sich über diesen Punkt in der ‚Stunde‘ beschwert und ihr Authentisches über den Stand der Affäre mitteilt, »deren Mittelpunkt das kostbare Perlenhalsband bildet«, das auf dem obenstehenden Bilde zu sehen ist. Da die Leute eben nicht bloß hören, sondern auch sehen wollen, und wäre es auch nur den Sohn Salo Cohns, so wird er ihnen gezeigt zwischen seinen Töchtern, die ihn unter Kuratel halten wollen, weil er zuviel Geld für Reklame ausgibt. Dabei gebührt der ‚Stunde‘ das Verdienst, nicht nur das Familienleben darzustellen, wie es sich etwa durch einen Alimentationsprozeß der Betrachtung aufdrängt, von dem sonst die Außenstehenden nichts erfahren würden, sondern bei dieser Gelegenheit auch in die weitere Verwandtschaft hineinzuleuchten, wo gewiß auch manches faul ist, und, wenn schon denn schon, gleich zu überprüfen, ob nicht auch die Schwägerin in einer Ehe lebt, die nicht so ist, wie sie sein sollte. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß sich da vielfach Verhältnisse erkennen lassen, die unhaltbar sind und bereits an Zustände grenzen, ja daß sich da oft die Familie als jenes Gesindel herausstellt, dessen Wesen schon in der Bezeichnung »Familienbande« zur Geltung kommt. Wenn ein hartherziger Vater seiner Tochter zugerufen hat: »Verrecke auf der Straße!«, merk's Wien, und es ist nur erstaunlich, wie viele Atridenschicksale aus den Wiener Patrizierhäusern hervorbrechen, wenn Bekessys Blick für die Zusammenhänge nur an sie anstreift, wobei ihm Zufälle wie vergessene Damenhandschuhe, Begegnungen im Hotelvestibül und ähnliche Substrate für packende Überschriften sehr zuhülfe kommen, um die Menschen, die in den Tag hineinleben, aufzurütteln. Nein, das ist nicht mehr der zarte Pastellton eines Tuttifrutti, der die einer Geschlechtshandlung Verdächtigen in strengem Inkognito vorführte und dadurch bloß bewirkte, daß der Verdacht auf einen weiteren Umkreis von Personen fiel;

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstestem Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Würstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokale begegnet ist,

sondern hier wird dem Grundsatz, daß man nicht generalisieren darf, in geradezu beispielgebender Weise gehuldigt, und es geht nur insofern jeden an, als jeder für dergleichen Dinge Interesse hat und jeder einmal in die Lage kommen kann, wo dem Glücklichen keine Stunde schlägt, außer wenn er Pech hat. Der Umfang und die Gewissenhaftigkeit der Arbeit, die Bekessy rein registrativ auf diesem Gebiete leistet, haben es mit sich gebracht, daß sein Einfluß fabelhaft überschätzt wird. Er steht dem Liebesleben allerdings nicht voreingenommen gegenüber wie die Polizei, die dazu Lizenzen erteilt, er fördert es geradezu, aber daß er in jedem einzelnen Fall entschädigt werden müsse, ist natürlich nicht wahr, was man schon daraus schließen kann, daß er es noch nicht gesagt hat, denn er würde es mit dem gleichen Stolz zugeben, mit dem er der Welt das Bekenntnis, von den Banken souteniert zu sein, in ihr heuchlerisches Antlitz geschleudert hat. Daß die Stundenhotels so heißen, weil sie der ‚Stunde‘ tribu'pflichtig sind, ist eine Fabel, die nur in dem Milieu einer Gerüchthaftigkeit entstehen konnte, die durch das, was in der ‚Stunde‘ schwarz auf weiß steht, genährt wird; wahr ist vielmehr, daß die Bezeichnung lediglich eine Ehrung bekundet und die Sympathie vergelten soll, mit der das Blatt der Sache selbst gegenübersteht, und die Vorurteilslosigkeit, mit der der Stundenzeiger dieser Kontrolluhr auf alle nur einigermaßen beischlafähnlichen Handlungen im Weichbild der Stadt hinweist. Und sicher ist bei allem, was auf diesem Gebiet getratscht wird, bloß das eine: daß sich auf die Anregung einer Publizistik, die in medias res geht und sie beim rechten Namen nennt, so manche schwache und infolgedessen auch manche schwere Stunde zurückführen läßt, deren Anwärtnerinnen mit ihr selbst auch diejenige ‚Stunde‘ nicht erwarten können, die es ihnen bestätigt.

1a

x

Aber was die ‚Stunde‘ besonders gern hat, ist der seltene Fall, daß der Tod während der Liebeshandlung eintritt. Das ist eine Spezialität, der sie in den fettesten Lettern gerecht wird. Zu einem solchen Eingriff in das Privatsterben bietet die Beschreibung des Lebens und der Taten der Hannover, wenngleich mit vierzigjähriger Verspätung, ausgiebigen Anlaß. War es doch ein Wiener Polizeirat, der es damals scharf auf die

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Falle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezipivität und Verjüngungskraft, die und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und zugleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charms, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsvermögen im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich. Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstschriftliches Wissen mit echt österreichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und dritlig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mit allzu modern.

Doch gewohnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zusauhten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenker Stammlokalen begegnet ist,

Prostituierten hatte und dessen Sittenstrenge von der Natur eigens für die ‚Stunde‘ gerächt wurde, die eine Darstellung der wirklichen Ereignisse des Lebens bietet:

----- — Er wurde dann später
Polizeipräsident in Prag,

wo ihn, ganz nach dem Muster des
Präsidenten der französischen Republik,
Faure, der Tod in den Armen einer
schönen, der vornehmen Prager Gesell-
schaft angehörenden Frau ereilte.

So erfüllte sich sein Schicksal gerade durch die Liebe, der er — —

Män sieht, daß da die Nemesis nach einer Vorlage gearbeitet hat, wiewohl der Präsident der französischen Republik, der bei dieser Gelegenheit mitgefangen ist, vielleicht gar nichts gegen die Prostituierten hatte. Die fetten Lettern haben das Gute, daß der Leser auf der Tramway den Fall für einen aktuellen hält und mit gewohnter Schadenfreude zur Kenntnis nimmt. Die ‚Stunde‘, die es liebt, die Dinge so darzustellen, wie sie wirklich sind, wäre gewiß dankbar, wenn ihr solche Fälle angezeigt würden, selbst auf die Gefahr hin, daß die Situation nicht gleich den Liebested, sondern nur eine Operation im Gefolge hat, wie sie ihr kürzlich von ihrem Budapester Spezialberichterstatter gemeldet wurde, von dem nichts ungläubhaft ist, als die Tatsache, daß er noch nicht in Wien wirkt. Denn diese Stadt bewährt eine kulturelle Ausdauer, die in anderen Zentren mangels gesetzlicher Handhabe längst zu dem Entschluß geführt hätte, gegen den Versuch, ein so beschaffenes Leben in die Bude zu bringen, die Bevölkerung mit Hundspeltschen zu bewaffnen.

Aus dem Blutdunst einer Epoche, die den Heldentod als Vorwand zum Betrug an der Menschheit gebraucht hat, ist ein Raubtiergesicht aufgestiegen, ein nachsintflutliches Ungeheuer, nur vergleichbar dem Trachodon, dem Triceratops und den andern dinosaurischen Schiebern aus der Kreidezeit: der Castiglioni aus der Tintenzeit. Seine Züge sind die Schriftzüge einer erbarmungslosen Journalistik,

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

die dieses Gesicht rehabilitiert und selbst dort noch erkennend verklärt, wo ein zerfleischer Kindesleichenam zum Fraß ihrer Betrachtung dient. Seine Stimme ist der Schrei von den Lettern, die die Welt bedeuten. Dieser typographische Alpdruck eines am hellen Mittag unverdrängbaren Phantoms lagert jetzt über einer Stadt, die aus der Unterwerfung durch die angestammte Preßkanaille kein kulturelles Ehrgefühl mehr übrig hat, um sich der neuen Uniform mit Grausen zu entziehen. Vielmehr empfängt sie von ihr den Reiz der Abwechslung. Es ist ein Phantom, das oben die Freß- und Greifwerkzeuge der neuen Männlichkeit und unten das weibliche Becken demonstriert; in der Mitte ist ein Gürtel. Denn das Ungeheuer hat es verstanden, die Übertriebenheit, die allein schon auf die kulturelle Männerschwäche wirkt, noch mit der Ingredienz der Erkenntnis zu versetzen, daß der Leichenfledderer der Sieger im Weltkrieg, der emporgekommene Knecht der Herr des Lebens sei und dieses erst vom Nabel abwärts in Betracht komme. Das hat es noch nicht gegeben, und der Zeitgenosse will das, was es noch nicht gegeben hat, auch wenn es unerträglich wäre, und findet, daß der Prankengriff, mit dem hier die Wirklichkeit erfaßt ist, das Richtige ist, auch wenn ihm die Wirklichkeit nicht gefällt und gar nicht wahr ist. Die alten geistigen Mächte sind ihm so viel von dieser Wirklichkeit schuldig geblieben, daß der letzte Erden-dreck, der ihm nun vorgesetzt wird, seine Phantasie befriedigt. Dazu die Sicherheit, daß dieser neue Geist kein Wort von dem glaubt, was er bringt, während der alte nichts brachte, aber so, als ob er glaube; und wo nichts ist, muß es wenigstens vorhanden sein. Der neue ist ein fescher Kerl, die freie Stirn, die die Propaganda jeglicher finanziellen Durchstecherei als Weltanschauung bekennt, gehört einem Bubikopf, den das Monstrum gefällig täuschend zuweilen aufsetzt.

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können; ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zückte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstern Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Ein prinzipielles Fallotentum, das weder Ehrfurcht noch Rücksicht auf irgend eine Tatsache des Lebens und Sterbens kennt, kein Verdienst des Geistes achtet und keinen Anspruch der Not, nichts wahrnimmt außer dem eigenen Geschäft und alles nur für dieses, kein Geheimnis verschlossen läßt, das die Aufmachung lohnt, und den Skandal als Stundenschlager anzeigt, Gunst und Ungunst nach Zufall, Laune und Sensationsbedarf verteilt und an dem nichts unveränderlich ist als das Grinsen zu allem — das ist die Wesensmarke dieses neuen Journalismus. Daß die sexuelle Libertinage dem Animiergeschäft nutzbar gemacht wird, erhöht beider Wirkung. Der Informationsdrang auf einem Gebiet, das bisher gerade von der freiesten Moralauffassung mit den Rechten des Privatbesitzes umzäunt wurde, ist erstaunlich, doch sein ungebändigt Walten erklärt sich — angesichts der Aussichtslosigkeit, von der Geschwornenjustiz Abhilfe zu erlangen — ausschließlich aus der fahrlässigen Nichtbeachtung der Maxime: wenn die ‚Stunde‘ zum Weibe geht, die Peitsche nicht zu vergessen! Herr Reitzes mag eine noch so wenig sympathische Figur des öffentlichen Lebens sein, aber ihm in seiner privatesten Lage nicht den Schutz jener ultima ratio zuzubilligen, die der ‚Stunde‘ zeigt, wie viel's geschlagen hat, wäre schon jene moralische Erbärmlichkeit, aus der die Berichterstattung über Ehebegebenheiten als eine Selbstverständlichkeit hervorgeht. Doch auch diese Form von Notwehr reichte noch nicht an das Maß der konsequenten Büberei heran, die, fähig, eine Frau zu beleidigen, und imstande, sie dafür, daß sie sich beleidigt fühlt, zu verhöhnen, die Nuance »Tut sich was!« zu dem Titel verwendet: »Piroska Anday ist beleidigt oder: Sorgen hat der Herr Unterrichtsminister!« Da kann bloß noch der Magen reagieren, wenn den nicht der Anblick dieser täglichen Inzucht von Börse und Bordell, dieser Kollusion

f

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstern Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Y

von Mord, Sport und Kreuzwort, dieses illustrierten
 Zuhältertums der niedrigsten Instinkte, dieses Gullasch
 von Tanz und Pflanz gelähmt hat, die ganze Tonart
 eines revolutionären Temperaments, das bei Raffkes
 wie 'enfant terrible im Haus ist und deren Sphäre
 mit einer aus Erpressung und Psychologie genährten
 Leidenschaft aufmischt, bald ihrem Bett, bald ihrer
 Kasse zugetan. Aber die Umwertung aller Werte in
 allen Pofel und die Erhöhung des Pofels zum Wert
 hat es mit der Gewalt der Natur, die sich auch mit
 der Mistgabel nicht austreiben läßt, zustandegebracht,
 dem richtig erkannten Unwert zum Ansehen zu
 verhelfen, und diesem Journalismus ist es wahrlich
 gelungen, selbst dort nicht recht zu haben, wo er recht
 hat, einem die verhaßtesten Übel in Staat und Gesell-
 schaft in Glücksgüter zu verwandeln, die Pest in einen
 Gesundbrunnen und den althergebrachten Betrieb
 der täglichen Prostitution in einen Hort der geistigen
 und sittlichen Würde. Die bloße Vorstellung einer
 Bundesgenossenschaft der 'Stunde' macht das Angriffs-
 objekt zum Augapfel und alles wird so anders: der
 Jockeyklub ein Kulturbund, das Sittenamt ein Venus-
 berg, der Diurnist bekommt etwas Dionysisches, das
 Hakenkreuz wird zum Sinnbild der Nächstenliebe
 und vor Kasmadern ist mir, als ob er wie eine
 Blume wäre und als ob ich die Hände aufs Haupt
 ihm legen sollt', betend das Gotterhalte. Aber schon
 der Vergleich der journalistischen Kulturwerte dieser
 Stadt, des alten Bestandes der Concordiaballwelt
 und dieses Zuwahseses von Eintänzertum aus der
 Rastacouère- und Jazzbandzone schafft mir Zweifel,
 ob ich mich nicht durch fünfundzwanzig Jahre ver-
 sündigt habe, und das Neue Wiener Journal wird
 zum Erbauungsbüchel, in seinen weltlichsten Interessen
 und nicht etwa erst dort, wo der Bahr in seine
 Rechte tritt. Von der Neuen Freien Presse gar nicht
 zu reden, das ginge vor Rührung nicht. Denn wenn
 die alten Bordellmütter die Prostitution mit hohe-

ic

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstern Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Würstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

priesterlichen Gebärden verrichteten, so fällt angesichts der faunistischen Schamlosigkeit des neuen Handwerks doch etwas wie Weihe auf die Korruptheit alten Stils. Gewiß, sie waren Nehmer vor dem Herrn, aber sie trugen ein Ideal im Herzen, wenigstens insofern, als sie es nicht erreichen konnten, und sogar ihre Hände waren rein, wenn eine die andere wusch. Sie waren so keusch, der Welt die Enthüllung vorzuentlalten, daß sich hinter dem Pseudonym ihrer Kulturhandlung ein unzüchtiges Geschäft verbarg. Was es jetzt gibt, den Räuberstolz, diesen Ring einem Bankdirektor vom Finger gezogen zu haben und jenen trotzdem dem Leser durch die Nase — so etwas hat es früher nicht gegeben. Diese Niedertracht unter dem Vorwand der Niedertracht, ihre offene Hoffnung, man werde es nicht bemerken und wie nichts, so auch das wahre Wesen ihr nicht glauben; die naturhafte Frechheit einer Schaustellung, die nicht einmal den Anstand der Heuchelei kennt; der Exhibitionismus einer Kriminalität, die nicht etwa gesteht, sondern bekennt; dieses gute Gewissen der Schlechtigkeit und diese frischfröhliche Ausdauer im Ertragen der eigenen bodenlosen Widrigkeit, der keine Karikatur etwas anhaben könnte, weil sie vom Original täglich, stündlich übertrumpft wird, und die dieser Budapestilenz von informierter Seite den treffenden Namen »Ases« zugezogen hat; dieser unbeugsame Stolz darauf, daß die Welt ein Hurenlokal ist, von dessen Neppgewinn etwas für unsereinen abfällt; dieser zivilisatorische Hochmut, der es verschmäht, Nachthemden zu lüpfen, wo es bereits Pyjamas gibt — an all dem nicht die abgründige Dummheit und Ödigkeit wahrzunehmen, das konnte nur einer Bevölkerung zustoßen, deren Gehirn durch die Wirksamkeit des alten Geistreichtums hinreichend vorgeschult war. Die Zeit, die den Mumpitz eines entfesselten Theaters hervorgebracht hat, sie hat auch den rasenden Reporter ermöglicht, der selbst

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingenogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zuzuschützen«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

Doch gewöhnliche sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal und spielenden Kindern, »mit ersten Gesichtern beide fürchte Gedanken hegten«. Das war durchaus gläubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

er war mir allzu modern.
— also wie was? Bitte entscheiden!
ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,
reichlicher Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürrig wie fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt öster-
Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein
ändern Einwand:
Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen
trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

die und so weiter,
und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache,
vibrierenden Sätzen, die
Hohen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen
im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordent-
und Charmer, ungewöhnliche Empfindungsstärke und Einbildungskraft
letisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft
Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein höchst gespanntes, künst-
aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:
und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr
kraft, die
und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezipibilität und Verjüngungs-
als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle

nach erfolgtem Einbruch ins Schlafzimmer oder Totenhaus keinen Hinauswurf zu riskieren hat und zu dessen Würdigung die Fachkreise kein höheres Lob kennen als zu sagen, er sei ein Lausub. Das Schandmal einer heroischen Epoche von journalistischer Verworfenheit, mit dem sich keiner, der's trug, auf die Gasse traute, ist zum Ehrenzeichen geworden. Und da solche journalistische Existenz nur als Möglichkeit eine Kulturatsache, aber als Wirklichkeit lediglich ein sicherheitspolizeiliches Problem bedeutet; da hier die Form der Äußerung den leider nicht greifbaren, aber offenbaren Vorwand bildet für eine Wirksamkeit, die sich sonst anderer Mittel bedient, um ans Ziel ihrer Bestrebungen zu gelangen; da das Übel sowohl wie die Wehrlosigkeit vor dem Übel nicht ohne die politische Freiheit bestünde, die es so wenig verschuldet hat, daß ihre Plage sichtbar wird als ihre Wohltat. Da die Toleranz der Hüter dieser Republik die Einpflanzung dieses publizistischen Typus in das Kulturbild Wiens ermöglicht hat — so würde die Schande, die über diese Stadt verhängt ist, auch die politische Moral jener und den Begriff der Freiheit selbst bedecken, wenn sie nicht mit allen Mitteln der Legislative darauf bedacht wären, ihr ein Ende zu machen oder wenigstens vor Mit- und Nachwelt zu bekennen, daß auch dieses Exkrement der bürgerlichen Gesittung nur bis zum Anbruch einer reinern Macht im Staat vorhanden sei.

Kupplerinnen sterben, aber das Leben geht weiter und für die „Stunde“ fällt immer etwas ab. Wenn nicht, sie weiß es zu erraffen, und wenn sie den Pelion auf den Ossa türmen oder die Vukobrankovics über die Kadivec interviewen sollte. Und Bekessy, der die Frau Hannover um ihre Discretion beneidet, ist ein Mann, der wie Horatio Stöß' und Gaben vom Geschick mit gleichem Dankgenommen, als wäre es die Nordisch-österreichische Bank, und

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezipivität und Verjüngungskraft, die . . . Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellersches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charm, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einbildungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter, trug doch einen leichten Geruch heimathlicher Mundart an sich. Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzenwebde oder ein Rosenparterre — also wie was? Bitte entscheiden! er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach Jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zulauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlehter Stammlokalen begegnet ist.

[a]
 einen Grubenhund einen Grubenhund nennt. Daß er der »Technik« wehrlos preisgegeben war (auch dem Parlysol, dem Barmatol und dem Namen einer Zahnpasta), mag er beklagen. Daß es ihm aber dabei noch passieren mußte, die Diskretion, die der listige Erfinder für seinen nom de guerre erbeten hatte, zu versagen, ist ein Malheur, das er sich selbst zuzuschreiben hat. Herr Bekessy läßt einen Angriff mit den tollsten Beschuldigungen, an dessen seriöse Absicht er glaubt und der für ihn beim Portier hinterlegt worden ist, drucken, ohne durch den Versuch einer sachlichen Überprüfung dahinter zu kommen, welchen Streich man seiner Sensationstgier gespielt hat, und ringt seiner Gewohnheit nicht einmal das Zugeständnis ab, die Bitte des Witzkopfs zu erhören, der seinen Namen vor Schaden bewahren will. Der Ingenieur des Grubenhundes, der mir diese wesentlichste Pointe mitteilt, hat in dankenswerter Weise die Methode des neuen Journalismus in das Gebiet seiner Wirksamkeit einbezogen, und es erscheint exakt zum Beweis erhoben, daß Herr Bekessy wirklich alles tut, was er kann und was von ihm zu erwarten war. Nur geht er darin zu weit, seine Verehrung für mich — und er versichert sie nach jeder Lumperei, die in seinem Blatt gegen mich erscheint — noch auf Identitätsmomente zu erstrecken, wie zum Beispiel, daß auch er eine gescheite Freundin habe, »fast so gescheit, wie die Trägerin des Neanderthalers«. Den würde die ihm nicht zu verdienen geben und abgesehen davon, daß ihn das Faktum gleich so vielen andern einen Schmarren angeht, tut er wieder einmal informiert, wo er es nicht ist. Er möge jedoch überzeugt sein, daß, wenn sich im Kosmos wirklich eine Tatsache ergeben sollte, die geeignet wäre, ihm die Vermutung irgendeiner Parallele mit mir nahezu legen, dies ein Selbstmordmotiv für mich wäre. Ich würde mich so radikal aus der Öffentlichkeit zurückziehen,

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezipivität und Verjüngungskraft, die . . .

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich: Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgeprägtes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einbildungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vorbereitenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten heimlichen Geruch heimlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunsthistorisches Wissen mit echt österreichischer Annuit zur Schau stellte, so leicht und düftig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mit allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernstesten Gesichtern beide törichte Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihm mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hingen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Würstl zuzuschauten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,

wie er bloß aus dem Gerichtssaal. Womit er zugleich zur Kenntnis nehmen kann, daß ich, was immer die ‚Stunde‘ von mir hält: ob sie mich erhöht, ignoriert oder durch die bloße Einstellung in ihr Milieu erniedrigt, ob sie mich verhimmelt oder besudelt, ob sie einen Erbschaftsprozess, den ich führe, erläßt — der, selbst wenn er wahr wäre, sie besagten Schmarren angehe —, ob sie die Wahrheit nur »aus Rücksicht auf die Persönlichkeit« abdruckt, welche Rücksicht sie nicht bestimmen konnte, die Lüge und die damit verbundene Beschmutzung von Privatpersonen zu unterlassen; ob sie »Sittlichkeit und Kriminalität« als eine Vorstufe für die Weltanschauung der ‚Stunde‘ anerkennt oder einen lästigen Erpresser als armen verfolgten »Hofbeamten« beklagt, weil der Staatsanwalt mich und sich mit hundertmal besserem Recht wider ihn schützt, als je die ‚Stunde‘ gegen den Staat hatte — er nehme also zur Kenntnis und wenn er will auch Notiz davon, daß ich diesem publizistischen Ekelgebilde aus Krieg, Handel und Piraterie (ich müßte keine Schifffahrt kennen!) nicht mit dem Panzer der Langmut wie eine wehrlose Stadt, sondern mit dem Panzer der Verachtung gegenüberstehe. Und daß ich es in diesem Falle auch nicht mit Bismarck halte, dem, was die Presse über ihn schrieb, Staub war, den er mit der Bürste abwischte. Weil es nicht Staub, sondern Dreck ist; weil solcher an mich nicht herankann; und weil ich in der günstigen Lage bin, ihn dem, der ihn hat, so unter die Nase zu halten und allen anderen mit so lebendigem Grauen darzustellen, daß die Existenz der ‚Stunde‘ zu dem einzigen wirklichen Ereignis des Lebens wird, das ihm und ganz Wien bisher entgangen ist.

als fröhliche und dankbare Anerkennung seiner menschlichen Fülle und Universalität, seiner Beweglichkeit, Rezeptivität und Verjüngungskraft, die

und so weiter. Und nun erzählt Burdach, wie er auf Bahr aufmerksam wurde und sogleich seine Vorzüge erkannte, nämlich:

Ein ursprüngliches schriftstellerisches Talent, ein hochgespanntes künstlerisches Wollen und Können, ein Temperament voller Leidenschaft und Charme, ungewöhnliche Empfänglichkeit und Einfühlungsfähigkeit im Verein mit scharfer, kritischer Beobachtung und einer außerordentlichen Virtuosität epigrammatischer Formulierung. In seinen kurzen vibrierenden Sätzen, die

und so weiter, zuckte und prickelte etwas, und seine Sprache, die und so weiter,

trug doch einen leichten Geruch heimatlicher Mundart an sich.

Was nicht gerade angenehm ist. Burdach hatte freilich einen andern Einwand:

Aber dieser »Kritiker der Moderne«, der eine schier überwältigende Kenntnis der gleichzeitigen französischen und deutschen Dichtung, ein fast gelehrtes literar- und kunstgeschichtliches Wissen mit echt österreichischer Anmut zur Schau stellte, so leicht und dürtig wie ein Spitzengewebe oder ein Rosenparterre,

— also wie was? Bitte entscheiden!

er war mir allzu modern.

Doch gewöhnte sich Burdach, der »auf einer Forschungsreise« für längere Zeit nach Wien kam. Datum: »wenig mehr als ein Jahr nach jener Widmung an Hugo v. Hofmannsthal, im März 1897«. Bahr hatte darin gesagt, daß er mit Hofmannsthal gern in den Volksgarten gegangen sei, wo sie, zwischen Flieder und spielenden Kindern, »mit ernsten Gesichtern beide förliche Gedanken hegten«. Das war durchaus glaubhaft und Burdach wollte desgleichen tun.

Jetzt ging auch ich gern in den Volksgarten

und er weiß heute nicht, ob ihn mehr das Grillparzer-Denkmal oder die spielenden Kinder hinzogen, die er »herziger freilich noch im Prater fand, wenn sie vor dem Puppentheater dem Wurstl zujauchzten«. Hier fällt ihm wieder Hermann Bahr ein, dem er aber weder im Volksgarten noch in seines Freundes Schlenther Stammlokalen begegnet ist,